Sonderdruck aus

Göttingische Gelehrte Anzeigen

Unter Aufsicht
der Akademie der Wissenschaften

235. Jahrgang · Heft 3/4

Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen · 1983

Die 1739 gegründeten *Göttingischen Gelehrten Anzeigen* sind das älteste noch bestehende Rezensionsorgan in deutscher Sprache. Albrecht von Haller, der erste Präsident der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften, hat der Zeitschrift, die sich zuerst *Göttingische Zeitungen von Gelehrten Sachen* nannte, ihr Gesicht gegeben: das Streben nach polyhistorischer Vielseitigkeit, eindringender, strenger und förderlicher Kritik sowie engster wissenschaftlicher Verbindung mit dem Ausland.

INHALT

Hans von Kamptz, Homerische Personennamen
Von Alfred Heubeck 177

Eva-Maria Voigt (Red.), Lexikon des frühgriechischen Epos
Von Alfred Heubeck 180

Klaus Alpers, Das attizistische Lexikon des Oros
Von Christos Theodoridis 189

G. Colonna et alii (Hrsg.), Gli Etruschi e Roma
Von Dieter Steinbauer 210

José Maria Blázquez, Fenicios y Cartagineses en la Península Ibérica
Von Michael Koch 232

Rosemarie Lühr, Studien zur Sprache des Hildebrandliedes
Von Norbert Wagner 244

Aktualisierende Aspekte germanischer Dichtkunst
Klaus von See, Edda, Saga, Skaldendichtung
Klaus von See, Skaldendichtung
Von Thomas Krömmelbein 256

Die altisländische grammatische Literatur
Von Fabrizio D. Raschellà 271

Hans Patze (Hrsg.), Die Grundherrschaft im späten Mittelalter
Von Rolf Sprandel 315

Erscheint jährlich in zwei Doppelheften · Ausgeliefert im März 1984

Verantwortlich für die Redaktion
Prof. Dr. Günter Neumann, Thüringer Straße 20, D-8700 Würzburg
Herstellung: Hubert & Co., Göttingen

ISSN 0017-1549

Die altisländische grammatische Literatur

Forschungsstand und Perspektiven zukünftiger Untersuchungen

Für Piergiuseppe Scardigli zum 50. Geburtstag (13.10.1983)

U 1983

1. *Einleitende Betrachtungen*

Seit etwa fünfzig Jahren hat sich das Interesse der Forschung für die altisländische grammatische Literatur fast ausschließlich auf den sog. 'Ersten Grammatischen Traktat' (EGT) beschränkt — deutlich zum Nachteil der Kenntnis der anderen drei uns erhaltenen Traktate, die innerhalb desselben Kulturkreises entstanden sind. Damit soll nicht im geringsten die Bedeutung des EGT und die Berühmtheit, die er mit gutem Recht genießt, bestritten werden — vor allem wegen der Implikationen hinsichtlich seiner phonologischen Analyse, die zumindest auffällige Parallelen zur modernen strukturalistischen Methode aufweist; doch kann man nicht umhin, diese Haltung zu kritisieren: indem sie den EGT aus einem ganz bestimmten Kulturzusammenhang herauslöst, läuft sie mindestens Gefahr, ihn in einer unvollständigen, wenn nicht gar falschen Perspektive zu betrachten. Es ist übrigens erstaunlich, daß selbst in der heutigen Zeit, da sich die internationale Sprachforschung — auch die historisch orientierte — immer mehr in Richtung auf eine Betrachtung des inhaltlichen Aspekts der Sprache zu bewegt, noch kein neues Interesse für jene aisl. grammatischen Traktate erwacht ist, in denen es ja größtenteils um Fragen der Sprachästhetik geht — mit anderen Worten für den 'Dritten' und 'Vierten Grammatischen Traktat' (DGT bzw. VGT), d. h. die mehr spezifisch 'rhetorischen' Traktate. Was den 'Zweiten Grammatischen Traktat' (ZGT) angeht, liegen die Gründe seiner geringen Popularität, wie wir weiter unten sehen werden, hauptsächlich in der untergeordneten Rolle, die man ihm in der Vergangenheit gegenüber dem EGT zugeschrieben hat; oft wurde er für nicht viel mehr als eine späte Epitome des letztgenannten gehalten.

Das soll an dieser Stelle genügen. Der vorliegende Bericht ist weit davon entfernt, sich polemisch gegen die Richtung zu stellen, die die Forschung über die aisl. grammatische Literatur bisher eingeschlagen hat, — was auch sinnlos wäre. Er nimmt sich vielmehr vor, einerseits das Forschungsobjekt in bewußt begrenzter Ausführlichkeit so erschöpfend wie möglich darzustellen — wobei auch die bedeutendsten Etappen der Forschungsgeschichte erläutert werden sollen — und andererseits dabei auf die dunklen Stellen, die zu füllenden Lücken und andere Aspekte, die noch eingehender Untersuchungen oder jedenfalls weiterer Diskussion bedürfen, hinzuweisen.

Den Beginn der wissenschaftlichen Forschung über die aisl. grammatischen Traktate (GT) kann man mit dem Jahre 1883 ansetzen. Damals

veröffentlichte B. M. Ólsen seine Untersuchung über die Runen in der aisl. Literatur, die schon auf eine breite und lebhafte Debatte über die Ursprünge der handschriftlichen Tradition sowie des grammatischen Lehrbetriebs im mittelalterlichen Island hindeutete. Obwohl Ólsen mit dieser Arbeit in erster Linie beweisen wollte, daß man sich bei der Handschriftenabfassung in Island unmittelbar nach der Christianisierung der Runenschrift bedient hatte, berührte er tatsächlich damit zahlreiche heikle Fragen, die sowohl in historischer als auch linguistischer Hinsicht die GT und im besonderen den DGT betrafen. Bis dahin waren nur Editionen der GT im Zusammenhang mit der Snorra Edda, genauer gesagt als Anhänge zum Codex Wormianus, veröffentlicht worden (s. u., § 2 u. 3)[1]). Kurz darauf erschienen die ersten 'selbständigen', d. h. von der Snorra Edda getrennten Textausgaben der GT (die in zwei Fällen noch immer die größte Gültigkeit besitzen; s. § 3).

In der Forschungsgeschichte der aisl. GT fällt eine Konzentration wissenschaftlicher Tätigkeit zu bestimmten Zeiten auf:

1. in den 80er Jahren des 19. Jahrhunderts (und es ist wohl kein Zufall, daß in dieser Periode am intensivsten Forschungen über die GT betrieben wurden: waren es doch die Anfänge der sog. junggrammatischen Zeit, in der sich eine historisch-vergleichende Sprachwissenschaft als eigene Wissenschaft abzuzeichnen begann);

2. in den dreißiger Jahren (das schließt in groben Zügen die Zeit von der Ausgabe des DGT von F. Jónsson, 1927, ein bis zu der Studie von A. Holtsmark über den EGT im Jahre 1936);

3. in der ersten Hälfte der sechziger Jahre (vor allem mit den vorbereitenden Arbeiten von H. Benediktsson zur kritischen Ausgabe des EGT[2]));

4. in den frühen siebziger Jahren (mit einem neuen Aufschwung und einem wahren Ausbruch des Interesses für den EGT).

Selbstverständlich blieb die Forschung über die GT in den Zeitabständen zwischen den o. a. Perioden nicht völlig untätig: ganz im Gegenteil wurden wertvolle Beiträge geliefert, von denen zumindest der Artikel von S. Bergsveinsson aus dem Jahr 1942 (der den Anstoß zur strukturalistisch orientierten Interpretation des EGT gab; s. u., § 6.1) und die Edition des EGT von E. Haugen, 1950, erwähnt werden müssen.

Schon aus diesem flüchtigen chronologischen Überblick wird klar, daß das Interesse für den EGT seit den Anfängen der Forschung über die aisl. grammatische Literatur nie ganz erloschen ist. Ähnliches läßt sich für die anderen Traktate nicht behaupten, von denen insbesondere der VGT vernachlässigt wurde. Erst seit kürzestem läßt sich ein Wiederaufleben des

[1]) Von den kritischen Untersuchungen ist nur ein Aufsatz von K. J. Lyngby (1861) zu erwähnen, der bei dem Versuch, die Aussprache des Altnordischen zu rekonstruieren, zum ersten Mal in der Geschichte der skandinavistischen Sprachforschung Hinweise aus den aisl. GT (vor allem dem EGT, aber auch dem ZGT und DGT) berücksichtigte.

[2]) S. dazu die Auflistung in E. Haugen ²1972: 3 Anm. 3.

Interesses für die anderen GT beobachten[3]). Es wäre wünschenswert, daß dies einen ersten Schritt zu einer erneuten Beachtung der gesamten Traktate bildet — und zwar sowohl in ihrer wissenschaftlichen als auch historischen Bedeutung — als Emblem einer für die isländische Kulturentwicklung besonders fruchtbaren Periode.

Literaturverzeichnis

Die vorliegende Bibliographie enthält neben den im Text erwähnten Werken weitere Veröffentlichungen, die für die Forschung über die altisländische grammatische Literatur von besonderem Interesse sind. Bei unveröffentlichten oder noch im Druck befindlichen Arbeiten ist in eckigen Klammern das vermutliche Verfassungsjahr des Manuskripts angegeben. Die isländischen Autoren sind — gemäß dem internationalen Gebrauch — unter dem betreffenden Patronymikon (bzw. Familiennamen, falls dieser vorliegt) verzeichnet.

Anders Ahlqvist 1980: „Det medeltida Irlands språkvetenskap", in: *The Nordic Languages and Modern Linguistics* [IV], Proceedings of the Fourth Intern. Conference of Nordic and General Linguistics in Oslo 1980, ed. by E. Hovdhaugen, S. 202–11. Oslo/Bergen/Tromsø.

Federico Albano Leoni 1973: „Fonologia norrena e storia della linguistica", *Annali dell'Istituto Universitario Orientale, Sez. Germanica*, 16/III, S. 201–24.

— 1975: *Il primo trattato grammaticale islandese*, Introduzione, testo, traduzione e commento a cura di F. A. L. Bologna.

— 1976: „Il 'primo trattato grammaticale' islandese e la fonologia", in: *Studi di Fonetica e Fonologia*, Atti del convegno internaz. di studi SLI, Padova 1 e 2 ott. 1973, S. 339–58. Roma.

— 1977: „Beiträge zur Deutung der isländischen 'Ersten grammatischen Abhandlung'", *Arkiv för Nordisk Filologi* 92, S. 70–91.

Michael Barnes 1971: „Notes on the First Grammatical Treatise", *Arkiv för Nordisk Filologi* 86, S. 38–48.

Heinrich Beck 1967: „Grammatischer Traktat", in: *Kindlers Literatur Lexikon*, Bd. 3, Sp. 1089–90. Zürich.

Hreinn Benediktsson 1961: „The Earliest Germanic Phonology", *Lingua* 10, S. 237–54.

— 1965: *Early Icelandic Script as Illustrated in Vernacular Texts from the Twelfth and Thirteenth Centuries*. Reykjavík. (Íslenzk handrit – Icelandic Manuscripts, Series in folio, 2).

[3]) 1982 wurde eine neue kritische Ausgabe des ZGT, mit Einleitung und historisch-linguistischem Kommentar versehen, von F. D. Raschellà veröffentlicht. Diese Arbeit entstand aus der Notwendigkeit, sämtliche aisl. GT in einem angemesseneren und ausgewogeneren Zusammenhang zu betrachten; dabei wurde bei jenem Traktat angefangen, der — vor allem weil man vom Glanz und Ruf des EGT geblendet war — bis heute noch nie ins rechte Licht gerückt worden war. In Hinsicht auf den ZGT sind ferner zwei noch unveröffentlichte Arbeiten von K. Braunmüller zu erwähnen, die sich hauptsächlich mit einigen angeblichen Verbindungen zwischen der Buchstabeneinteilung im ZGT und der tatsächlichen Lautdistribution im Altisländischen beschäftigen. Auf diese drei Beiträge werden wir weiter unten zurückkommen.

— 1972a: „The First Grammatical Treatise: The Fundamentals of Its Theory of Orthography", in: *Studies for Einar Haugen*, ed. by E. S. Firchow et al., S. 69–85. The Hague/Paris. (Janua Linguarum, Series maior, 59).

— 1972b: *The First Grammatical Treatise*, Introduction, Text, Notes, Translation, Vocabulary, Facsimiles. Ed. by H. B. Reykjavík. (University of Iceland Publications in Linguistics, 1).

Sveinn Bergsveinsson 1942: „Wie alt ist die 'phonologische Opposition' in sprachwissenschaftlicher Anwendung?", *Archiv für vergleichende Phonetik* 6, S. 59–64.

R. C. Boer 1922: „En halvstrofe i Málskrúðsfræði", *Arkiv för Nordisk Filologi* 38, S. 309–10.

— 1924: „Studier over Snorra Edda", *Aarbøger for Nordisk Oldkyndighed og Historie* 1924, 3. rk., 14. bd., S. 145–272.

— 1926: „Studien über die Snorra Edda. Die Geschichte der Tradition bis auf den Archetypus", *Acta Philologica Scandinavica* 1, S. 54–150.

Kurt Braunmüller [1981]: „Der sog. Zweite Grammatische Traktat: Ein verkanntes Zeugnis altisländischer Sprachanalyse", in: *Akten der Fünften Arbeitstagung der Skandinavisten des deutschen Sprachgebiets* 16.–22. Aug. 1981 in Kungälv/Schweden, Hrsg. H. Uecker. (Im Druck).

— [1983]: „Fandtes der en fonotaktisk analyse i middelalderen?". Erscheint voraussichtlich in den *Proceedings of the Fifth Intern. Conference of Nordic Languages and Modern Linguistics*, Århus (Denmark), June 27–July 1, 1983.

O. Brenner 1888: „Der Traktat der Upsala-Edda 'af setningu háttalykils'", *Zeitschrift für deutsche Philologie* 21/III, S. 272–80.

F. Burg 1887: „Den første og anden grammatiske afhandling i Snorres Edda. Udg. . . . af V. Dahlerup og F. Jónsson. Kopenhagen 1886" (Rez.), *Deutsche Litteraturzeitung* 1887, Sp. 1403–05.

G. L. Bursill-Hall 1981: *A Census of Medieval Latin Grammatical Manuscripts*. Stuttgart/Bad Cannstatt. (Grammatica Speculativa, 4).

Hallfrid Christiansen [1946]: *Verdens første fonolog*. (Unveröffentlichter Aufsatz). [Oslo].

Verner Dahlerup/Finnur Jónsson 1886: *Den første og anden grammatiske afhandling i Snorres Edda*, udg. . . . af V. D. og F. J. København. (Samfund til Udg. af Gammel Nordisk Litt., 16: Islands gramm. litt. i middelalderen, I).

ESS I–III 1848–87: *Edda Snorra Sturlusonar-Edda Snorronis Sturlæi* [I–III], Sumptibus legati Arnamagnæani. Hafniæ. [I: 1848; II: 1852; III: 1887]. (Nachdruck Osnabrück 1966).

Sveinbjörn Egilsson 1848: *Edda Snorra Sturlusonar, eða Gylfaginning, Skáldskaparmál og Háttatal*, útg. af S. E. Reykjavík.

Anders Grape 1962–77: *Snorre Sturlasons Edda. Uppsala-handskriften DG 11*. I: Facsimileedition i ljustryck . . . utg. med historisk inledning av A. G., Stockholm 1962. II: Transkriberad text och paleografisk kommentar av A. G., G. Kallstenius och O. Thorell . . ., Uppsala 1977.

Ulrich Groenke [1981]: „Treatment of Finnish Vowel Quantity by Early Finnish Grammarians. A Comparison with the First Grammatical Treatise in Early Icelandic Learned Literature". Vortrag zur *Sixth Conference on Baltic Studies in Scandinavia*, 5.–8. Juni 1981, Stockholm. (Im Druck).

Einar Haugen ²1972 (1950): *First Grammatical Treatise. The Earliest Germanic Phonology*. An edition, translation and commentary [by] E. H. London. (Erste Ausg. 1950 als Language Monograph No. 25. Baltimore, Md.).

Jón Helgason 1954: „Om två ställen i den första grammatiska avhandlingen", in: [*Festkrift*] *Elias Wessén 15 april 1954*, S. 26–29. Lund.

— 1970: „Þriðji íhaldskarl", *Fróðskaparrit* 18, S. 206–26.

Anne Holtsmark 1936: *En islandsk scholasticus fra det 12. århundre*. Oslo. (Skrifter utg. av Det Norske Videnskaps-Akademi i Oslo, II. Hist.-Filos. Klasse, 1936, No. 3).

— 1960: „Grammatisk litteratur om modersmålet", in: *Kulturhistorisk Leksikon for Nordisk Middelalder*, Bd. 5, Sp. 414–19. København.

Adolf Holtzmann 1870: *Altdeutsche Grammatik*, Erster Band, Erste Abtheilung: Die specielle Lautlehre. Leipzig.

Jón Jóhannesson 1956: *Íslendingabók Ara fróða. AM. 113a and 113b, fol.* With an Introduction by J. J. Reykjavík. (Íslenzk handrit – Icelandic Manuscripts, 1).

Everett C. Johnston 1964: „The 'First Grammarian' from Iceland. A Twelfth-Century Study in Phonemics", *Language Quarterly* 2/II–III, S. 11–12.

Finnur Jónsson 1886: s. V. Dahlerup/F. Jónsson 1886.

— 1898: „Edda Snorra Sturlusonar: dens oprindelige form og sammensætning", *Aarbøger for Nordisk Oldkyndighed og Historie* 1898, 2. rk., 13. bd., S. 283–357.

— 1912–15: *Den norsk-islandske skjaldedigting*. A: Tekst efter håndskrifterne. B: Rettet tekst. København. (Nachdruck Kbh. 1967–73).

— 1920–24: *Den oldnorske og oldislandske litteraturs historie*. Anden udgave [I–III]. København.

— 1927: *Óláfr Þórðarson. Málhljóða- og málskrúðsrit*. Grammatisk-retorisk afhandling udg. af F. J. København. (Det Kgl. Danske Videnskabernes Selskab, Hist.-filol. Meddelelser 13, 2).

— 1933: *Den islandske grammatiks historie til o. 1800*. København. (Det Kgl. Danske Videnskabernes Selskab, Hist.-filol. Meddelelser 19, 4).

Heinrich Keil 1857–80: *Grammatici Latini* [I–VII], ex recensione H. K. [VIII: Supplementum continens Anecdota Helvetica, ex recensione Hermanni Hageni, 1870]. Leipzig. (Nachdruck Hildesheim 1961).

Marius Kristensen 1904: „De islandske halvvokaler og deres betegnelse i 'Den I. gramm. afh.'", in: *Nordiska Studier tillegnade Adolf Noreen*, S. 16–24. Uppsala.

Gustav Lindblad 1963: „Det isländska accentbruket och den förste grammatikern", *Lingua Islandica – Íslenzk tunga* 4, S. 82–108.

Kristen J. Lyngby 1861: „Den oldnordiske udtale oplyst ved den ældste afhandling om retskrivningen i Snorra Edda", *Tidskrift for Philologi og Pædagogik* 2, S. 289–321.

Rudolf Meissner 1932: „Zwei Prophetenzitate in der 4. gramm. Abhandlung der Snorra Edda", *Zeitschrift für dt. Altertum u. dt. Lit.* 69, S. 97–106.

Theodor Möbius ²1877 (1859): *Analecta Norræna*. Auswahl aus der isl. und norw. Litteratur des Mittelalters, hrsg. von T. M. Leipzig.

— 1879–81: *Háttatal Snorra Sturlusonar*, hrsg. von T. M. I: Gedicht. II: Gedicht und Commentar. Halle a. S.

Eugen Mogk 1889: „Untersuchungen zur Snorra-Edda. I. Der sogenante zweite grammatische traktat der Snorra-Edda", *Zeitschrift für deutsche Philologie* 22/III, S. 129–67. (Auch gesondert veröffentlicht, im selben Jahr, als Habilitationsschrift bei der Philosophischen Fakultät der Universität Leipzig mit dem Titel

Der sogenante zweite grammatische traktat der Snorra-Edda. Einleitung, Text, Übersetzung. Halle a. S.).

Karl Müllenhoff 1883: *Deutsche Altertumskunde* 5/I. Berlin.

Gustav Neckel/Felix Niedner 1925: *Die jüngere Edda mit dem sogenannten ersten grammatischen Traktat.* Übertragen von G. N. und F. N. Jena. (Thule. Altnordische Dichtung und Prosa, 20). (Neuausg., mit Nachwort von S. Gutenbrunner, Düsseldorf/Köln 1966).

Sigurður Nordal 1931: *Codex Wormianus. (The Younger Edda). MS. No. 242 fol. in the Arnemagnean Collection in the University Library of Copenhagen.* With an Introduction by S. N. Copenhagen. (Corpus codicum Islandicorum medii aevi, 2).

Björn M. Ólsen 1883: *Runerne i den oldislandske literatur.* Udg. af Komm. for det Arnam. legat. København.

— 1884: *Den tredje og fjærde grammatiske afhandling i Snorres Edda tilligemed de grammatiske afhandlingers prolog og to andre tillæg.* Udg. ... af B. M. Ó. København. (Samfund til Udg. af Gammel Nordisk Litt., 12: Islands gramm. litt. i middelalderen, II).

Magnus Olsen 1937: „Den förste grammatiske avhandling. Til kommentaren og om forfatteren", *Arkiv för Nordisk Filologi* 53, S. 109–46.

Hermann Pálsson 1965: „Fyrsta málfræðiritgerðin og upphaf íslenzkrar sagnaritunar", *Skírnir* 139, S. 159–77.

Fabrizio D. Raschellà 1978: „Il primo trattato grammaticale islandese, ... a cura di F. Albano Leoni" (Rez.), *Studi Germanici* 16/II–III, S. 477–85.

— 1982: *The So-Called Second Grammatical Treatise.* An Orthographic Pattern of Late Thirteenth-Century Icelandic. Edition, Translation, and Commentary by F. D. R. Firenze. (Filologia Germanica: Testi e Studi, 2).

Rasmus K. Rask 1818: *Snorra-Edda ásamt Skáldu og þarmeð fylgjandi ritgjörðum.* Eptir gömlum skinnbókum útgefin af R. K. R. Stockhólmi.

Dietrich Reichling 1893: *Das Doctrinale des Alexander de Villa-Dei.* Kritisch-exegetische Ausgabe mit Einleitung, ... von Prof. Dr. D. R. Berlin. (Monumenta Germaniae Paedagogica, 12).

Heinrich Roos 1960: „Grammatisk litteratur vedr. latin", in: *Kulturhistorisk Leksikon for Nordisk Middelalder*, Bd. 5, Sp. 412–14. København.

Harald Spehr 1929: *Der ursprung der isländischen schrift und ihre weiterbildung bis zur mitte des 13. jahrhunderts.* Halle (Saale).

Gustav Storm 1885: „Runerne i den oldislandske Literatur, ved B. M. Ólsen. ..." (Rez.), *Arkiv för Nordisk Filologi* 2, S. 172–76.

Charles Thurot 1868: *Notices et extraits de divers manuscrits latins pour servir à l'histoire des doctrines grammaticales au Moyen Âge.* Paris. (Notices et extraits des manuscrits de la Bibliothèque Impériale et autres bibliothèques, 22/II). (Nachdruck Frankfurt a. M. 1964).

Bjarne Ulvestad 1976: „*Grein sú er máli skiptir.* Tools and Tradition in the First Grammatical Treatise", *Historiographia Linguistica* 3/II, S. 203–23.

Jan de Vries 1964–67: *Altnordische Literaturgeschichte.* Zweite, völlig neubearb. Auflage. Berlin. (Grundriß der germanischen Philologie, 15/16).

Elias Wessén 1945: *Fragments of the Elder and the Younger Edda. AM 748 I and II 4:o.* With an introd. by E. W. Copenhagen. (Corpus codicum Islandicorum medii aevi, 17).

Ioh. Wrobel 1887: *Eberhardi Bethuniensis Graecismus,* ... recensuit ... Dr. I. W. Uratislauiae. (Corpus grammaticorum medii aevi, 1).

2. *Korpus und handschriftliche Überlieferung*

Wie allgemein bekannt — und auch deutlich aus den vorangegangenen Bemerkungen hervorgeht —, ist alles, was wir über die sprachtheoretische Aktivität im mittelalterlichen Island (man könnte hier durchaus vom mittelalterlichen Skandinavien sprechen) wissen, im wesentlichen in vier Schriften überliefert, die man grob gesehen in die Zeit von der Mitte des 12. bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts datieren kann und die man üblicherweise 'grammatische Traktate' nennt[4]). Unter dieser allgemeinen Bezeichnung verbirgt sich aber ein ziemlich verschiedenartiges Material. Während sich nämlich zwei dieser Traktate (der EGT und der ZGT) hauptsächlich mit Orthographie und Phonetik befassen, sind die zwei anderen gänzlich (der VGT) oder überwiegend (der DGT) stilistischen und rhetorischen Fragen gewidmet. Der Begriff 'Grammatik' darf also hier nicht in dem Sinne interpretiert werden, wie wir ihn heute verstehen, sondern in dem weiteren und unbestimmteren Sinn, den die Griechen und Römer diesem Wort (*grammatikḗ* [*téchnē*] bzw. [*ars*] *grammatica*) gaben: er bezieht alles ein, was irgendwie mit dem — schriftlichen ebenso wie dem mündlichen — Sprachgebrauch zusammenhängt.

Der Vollständigkeit halber sollen neben den vier GT noch zwei Handschriftenfragmente grammatischen und metrisch-stilistischen Inhalts erwähnt werden. Davon wird noch die Rede sein[5]).

Die aisl. GT sind uns ausnahmslos in Handschriften der Snorra Edda (oder Teile davon) überliefert. Das Problem des Verhältnisses zwischen der handschriftlichen Überlieferung der Snorra Edda und jener der GT lassen wir vorläufig beiseite. Wenden wir uns vielmehr diesen Handschriften selbst zu und betrachten wir vor allem ihre gegenseitigen Beziehungen hinsichtlich der Überlieferung der einzelnen Traktate.

2.1. Die einzige Handschrift, die alle vier GT enthält, ist der Codex AM. 242, fol. (drittes Viertel des 14. Jh.s), der zur Arnamagnæanischen Handschriftensammlung der Universität Kopenhagen gehört und in der Edda-Forschung unter dem Namen Codex Wormianus bekannt ist[6]).

---

[4]) In der Tat trägt keines dieser Werke in den Handschriften, in denen sie erhalten sind, einen eigenen Titel. Dem EGT, ZGT und VGT fehlt er gänzlich (Hinsichtlich des angenommenen Titels des ZGT im Codex Upsaliensis S. 87 unten, s. F. Jónsson 1886: 87–88 und 1898: 329–30). Für den DGT besitzen wir eine Handschrift (AM. 748 I, 4to), in der nur Überschriften von einigen Kapiteln auftauchen.

[5]) Natürlich können wir grammatisches Wissen im weiteren Sinn, vor allem über die Natur der Laute und Silben, mehr oder weniger direkt auch aus nicht-grammatischen Schriften entnehmen, wie z. B. aus Snorris Kommentar zum Háttatal. Es handelt sich auf jeden Fall zum größten Teil um einfache Definitionen, die im Hinblick auf die Komposition von Skaldenversen aufgeführt werden. Ihre Brauchbarkeit vom Standpunkt der grammatischen Theorie aus erschöpft sich im Vergleich und in der Verifikation mit dem in den GT vorhandenen Material.

[6]) Lichtdruck 1931, mit einem Vorwort von S. Nordal.

Darin ist den vier Traktaten eine Vorrede ('Prolog') vorangestellt, die sich nur in dieser Handschrift findet. Eben von der Reihenfolge innerhalb des Codex Wormianus her erhielten die GT ihre traditionellen Bezeichnungen des 'ersten', 'zweiten', 'dritten' und 'vierten' —, Namen, die man im allgemeinen bis heute für übereinstimmend mit der tatsächlichen chronologischen Reihenfolge gehalten hat (s. hierzu jedoch § 8).

Für EGT und VGT gibt es über den Codex Wormianus hinaus keine anderen Zeugen, während sich die zwei übrigen Traktate auch in anderen Handschriften erhalten finden.

Der ZGT ist uns in einer anderen Handschrift der Snorra Edda überliefert, und zwar in einer von der ersten ein wenig abweichenden Version (wie zu zeigen sein wird, einer vollständigeren und originalgetreueren): es handelt sich um den Cod. DG: 11 (4to) der Universitätsbibliothek von Uppsala, weitaus bekannter als Codex Upsaliensis (Anfang 14. Jh.)[7].

Umfangreicher und gleichzeitig komplexer (sowie wahrscheinlich auch verdorbener) ist die handschriftliche Überlieferung des DGT. Außer aus dem Codex Wormianus ist er uns noch von zwei anderen Zeugen her bekannt; auch sie gehören wie der erste zur Arnamagnæanischen Sammlung: der Cod. AM. 748 I, 4to (Anfang 14. Jh.)[8] und der Cod. AM. 757a, 4to (Ende des 14. Jh.s)[9].

Die bisher erwähnten Handschriften sind selbstverständlich nur diejenigen, die vom Gesichtspunkt der Textkritik her relevant sind. Zu jeder von ihnen gehört freilich eine mehr oder weniger große Anzahl von Abschriften auf Papier, die zum überwiegenden Teil im 17. und 18. Jh. angefertigt wurden[10].

2.2. Hinsichtlich des EGT und des VGT, die uns jeweils in einem einzigen Zeugen überliefert sind, reduzieren sich die textkritischen Probleme im wesentlichen auf eine sorgfältige und eingehende Prüfung des Textes selbst. Diese hat beim EGT wertvolle Ergebnisse erbracht, angefangen schon bei der ersten Ausgabe, die von R. K. Rask (1818) besorgt wurde, und hat nach und nach zur Bestimmung von Korruptelen, Interpolationen und Lücken geführt. Dasselbe gilt für den VGT, auch wenn bei ihm die textkritischen Probleme geringer zu sein scheinen; das ist jedenfalls der Eindruck, den man von der geringen Zahl der Emendationen her gewinnt, die die Herausgeber am Text des Codex Wormianus vorgenommen haben. Allerdings muß betont werden, daß der VGT bis zum heutigen Tag die wenigsten Editionen erfahren hat (die letzte geht auf das Jahr 1884 zurück) und ihm noch eine spezifische Gesamtforschung fehlt. Es dürfte also erwartet werden, daß bei einer erneuten und ausführlicheren Textprüfung, im Licht der im Laufe des letzten Jahrhunderts erworbenen sprachgeschichtlichen und literarischen Kenntnisse, auch für diesen Traktat bisher unerwartete Probleme auftauchen, sowohl was die Textrestitution als auch die Exegese im allgemeinen betrifft[11].

Hinsichtlich des ZGT wurde erst relativ spät die Beziehung zwischen den zwei Versionen, in denen er uns überliefert ist (von den Namen der Handschriften her traditionell mit U und W bezeichnet), richtig beleuchtet. Die ersten Herausgeber haben der im Codex Upsaliensis erhaltenen Version (der einzigen übrigens, die die zwei Abbildungen enthält, auf die der Text fortwährend Bezug nimmt) eine ganz untergeordnete Rolle beigemessen, so sehr sie ihr auch eine beträchtliche Anzahl von Lesungen entnahmen, die für besser gehalten wurden als jene aus dem Codex Wormianus. Eine erste Andeutung der größeren Echtheit und Ursprünglichkeit der U-Version findet sich in K. Müllenhoff 1883 (167–68, Anm.). Aber man wird bis 1886 warten müssen, d. h. bis zur ersten selbständigen Edition des ZGT durch F. Jónsson, bis diese Tatsache — die dem heutigen Betrachter fast allzu augenfällig erscheinen mag — ihre definitive Bestätigung findet. Hier wird der U-Version endlich volle Gerechtigkeit zuteil (auch wenn er sich aus einem Mißverständnis heraus, das leicht als terminologische Ungenauigkeit des Herausgebers erklärt werden kann, auf U wie auf einen 'Zusatz' oder 'Anhang' (*tillæg*) bezieht)[12].

Die Probleme bezüglich der Textherstellung des ZGT sind also typisch für jede Überlieferung, die auf zwei einzigen Zeugen mit unabhängigem stemmatischen Wert beruht. Da im vorliegenden Fall keine der beiden Versionen im ganzen und in allem besser als die andere angesehen werden kann — was die gemeinsamen Teile betrifft, wohlgemerkt —, stellen sich häufig heikle Auswahlprobleme zwischen konkurrierenden Lesungen, deren Lösung großenteils der Kompetenz und der Sensibilität des einzelnen Herausgebers überlassen ist[13].

Wie oben bereits angemerkt, ist der Text des DGT in drei Handschriften erhalten; in keiner der drei findet er sich jedoch vollständig: jede Hand-

[7]) Faksimile-Ausgabe 1962, mit einer historischen Einleitung von A. Grape (die durch einen zweiten Band mit Texttranskription und paläographischem Kommentar 1977 ergänzt wurde).

[8]) S. (partielle) Transkription in ESS II: 397–494.

[9]) Auch von diesem Codex findet sich eine teilweise Transkription in ESS II: 501–72. Ferner gibt es eine Faksimile-Ausgabe mit einer Einleitung von E. Wessén (1945).

[10]) Von der Version des DGT nach dem Codex Wormianus existiert auch eine Abschrift auf Pergament aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts (Cod. AM. 757b, 4to), die aber für die Textherstellung keine Relevanz besitzt (vgl. B. M. Ólsen 1884: LIV–LV).

[11]) Einige partielle Versuche sind in dieser Richtung bereits von R. Meissner (1932) und J. Helgason (1970) unternommen worden.

[12]) F. Jónsson 1886: 56 u. 87. Vgl. dazu F. D. Raschellà 1982: 22 Anm. 64.

[13]) Eine vollständige Aufstellung mit einer kritischen Analyse der Abweichungen zwischen den zwei Texten findet sich in der obengenannten Ausgabe von F. Jónsson (1886: XVI–XXVIII). Für einen Überblick über die handschriftliche Überlieferung des ZGT und die stemmatische Beziehung zwischen den zwei Zeugen — aus der die Überlegenheit der U-Version klar hervorgeht — kann man nun auch F. D. Raschellà 1982: 10–20 hinzuziehen.

schrift weist mehr oder weniger beträchtliche Lücken auf. Um den größtmöglichen Teil des Textes zurückzugewinnen, ist es daher notwendig, eine reziproke Vervollständigung der verschiedenen Zeugen vorzunehmen. Leider sind die Lücken von einem solchen Ausmaß, daß sich die Handschriften nicht gegenseitig zu ergänzen vermögen. Ein Teil des Traktats, wenn auch verhältnismäßig geringfügig (etwa eine Seite der Hs. AM. 748 I, 4to), muß so als unrettbar verloren betrachtet werden. Von den drei Zeugen wurde frühzeitig der älteste von ihnen — nämlich der in der Hs. AM. 748 I, 4to enthaltene — als der beste angesehen. Schon S. Egilsson benutzte ihn in der zweiten Ausgabe des Traktats (1848) als Basistext — ohne jedoch die Gründe dafür explizit darzulegen — und zog die anderen zwei nur hinzu, um die Lücken auszufüllen. B. M. Ólsen (1884) bestimmte ihn endgültig als den dem Original nächststehenden, wenn auch in den einzelnen Lesungen nicht immer besten Text. In der Einleitung zu seiner Edition des Traktats liefert Ólsen eine umfassende und sorgfältige Beschreibung der Beziehungen zwischen den drei Zeugen und gelangt zur Aufstellung eines bestimmten Stemmas (S. XLVIII–LXIII).

2.3. Wenn dies alles ist, was uns als Zeugnis der grammatischen Aktivität im alten Island erhalten ist, so läßt sich andererseits mit höchster Wahrscheinlichkeit annehmen, daß beträchtlich mehr grammatische Arbeiten in Vulgärsprache erstellt worden sind, die nachher zu einem Teil verlorengingen. Liegt dies schon für sich recht nahe, so verstärkt sich dieser Eindruck durch die Existenz zweier Relikte von grammatischen Schriften — auf die bereits oben hingedeutet wurde — noch weiter. Hierbei handelt es sich um ein Fragment, anscheinend den Schlußteil (weniger als eine halbe Handschriftenseite), einer Schrift zur skaldischen Verslehre und um ein Fragment einer lateinischen Grammatik für den Schulgebrauch (zwei Handschriftenseiten), das das — unvollständige — Paradigma der Konjugation von *amare* enthält, versehen mit der entsprechenden Übersetzung jeder Form ins Isländische. Das erste ist in der Hs. AM. 748 I, 4to, d. h. im selben Hauptzeugen des DGT, erhalten, und zwar genau vor dem Anfang des letztgenannten. Das zweite findet sich auf einem losen Pergamentblatt; es läßt sich mit Wahrscheinlichkeit um 1400 datieren und wurde später der Hs. AM. 921 I, 4to beigefügt. Beide Fragmente wurden als dritter bzw. zweiter Anhang in B. M. Ólsen 1884 veröffentlicht. Auch wenn diese zwei Schriften wegen ihres nur geringen Umfangs keinen nennenswerten Beitrag zu unserer Kenntnis des sprachtheoretischen Wissens im mittelalterlichen Island leisten, so enthalten sie doch wichtige Informationen im Hinblick auf die grammatische und metrisch-stilistische Terminologie. Im einzelnen bietet uns das Fragment der lateinischen Grammatik eine Menge von Termini zu den grammatischen Verbkategorien, von denen sich in den Hauptquellen keinerlei Spuren finden.

2.4. Eine erschöpfende Behandlung der handschriftlichen Überlieferung der aisl. GT müßte selbstverständlich auch eine Prüfung der bestehenden Beziehungen zwischen den Handschriften, in denen die Traktate enthalten sind, umfassen. Das hieße nun in der Tat, auf einen nicht unbeträchtlichen Teil der Textüberlieferung der Snorra Edda einzugehen — etwas, was hier nicht geleistet werden kann. Dieses Thema darf sich übrigens schon einer stattlichen Literatur rühmen. Für einen Überblick kann auf die ausgezeichnete Studie von R. C. Boer, 1924 (neubearbeitet und erweitert 1926), verwiesen werden: hier wird in knapper aber präziser Weise auch die Frage nach der Einfügung der GT in die Textüberlieferung der Snorra Edda erörtert (S. 190–92) und gefolgert, daß die stemmatischen Beziehungen zwischen den Handschriften der Edda nicht notwendig dieselbe Beziehung unter den in ihnen enthaltenen verschiedenen Fassungen der grammatischen Schriften implizieren.

3. *Ausgaben*

Bevor die aisl. GT zum selbständigen Gegenstand wissenschaftlichen Interesses wurden, betrachtete man sie lange Zeit als ergänzende Anhänge zur Snorra Edda, so sehr sie doch in Inhalt und Zielsetzung von dieser entfernt waren. Das hatte natürlich Auswirkungen auf die ersten Editionen der GT: einerseits gab man sich weder von einem wissenschaftlichen noch kulturgeschichtlichen Gesichtspunkt aus Mühe, der wahren Bedeutung dieser Schriften auf den Grund zu gehen; andererseits berücksichtigte man nicht ausreichend die Differenzen zwischen den verschiedenen erhalten gebliebenen Fassungen jedes Traktats und vor allem die Ursachen, die für derartige Differenzen ausschlaggebend sein konnten. Tatsächlich stellen die ersten drei Editionen der GT (R. K. Rask 1818, S. Egilsson 1848 und ESS II 1852)[14]) mit einigen berichtigenden und ergänzenden Zusätzen hier und da praktisch getreue Abschriften der Sammlung im Codex Wormianus dar. Die einzige Ausnahme bildet, wenn auch nur partiell durchgeführt (s. o., § 2.2), die Textrekonstruktion des DGT in der Ausgabe von S. Egilsson[15]).

---

[14]) An anderen Stellen als 'arnamagnæanische Ausgabe' bezeichnet, von Jón Sigurðsson unter Mitarbeit von Sveinbjörn Egilsson besorgt.

[15]) Hierzu muß daran erinnert werden, daß wir eben S. Egilsson die endgültige Einteilung der gesamten aisl. grammatischen Schriften in vier Traktaten und einem Prolog verdanken. Rask, obwohl er auch intuitiv erfaßt hatte, daß der Komplex der GT das Werk mehrerer Autoren sein mußte, hatte eine einfache Aufteilung nach Themen vorgenommen, indem er den Text des Codex Wormianus in drei Abschnitte aufgliederte: „Um látínu-stafrofit" (dieser umfaßte den Prolog und die ersten zwei Traktate), „Málfræðinnar grundvöllr" (was dem ersten Teil des DGT entsprach) und „Fígúrur í ræðunni" (der den zweiten Teil des DGT und den gesamten VGT einschloß).

Die ersten selbständigen Editionen der aisl. GT erschienen unter der Schirmherrschaft des *Samfund til Udgivelse af Gammel Nordisk Litteratur*, das die Publikation in einer Reihe unter dem Titel „Islands grammatiske litteratur i middelalderen" bestimmte. Der erste Band (in Wirklichkeit als zweiter geplant), der herauskam, war die Ausgabe des DGT und des VGT, zusammen mit dem Prolog im Codex Wormianus und den obenerwähnten Fragmenten grammatischer Schriften, von B. M. Ólsen (1884). Zweifellos stellt dieses Werk auch heute noch den gültigsten Beitrag zum Studium der gesamten aisl. grammatischen Literatur sowie die vollständigste und sorgfältigste Ausgabe der zur Diskussion stehenden zwei Traktate dar. Es umfaßt eine Einführung von mehr als achtzig Seiten, in der — neben den üblichen und notwendigen Angaben zur Textüberlieferung und der angewandten Methode bei der Textausgabe — allerlei Aspekte und Probleme, die mit dem Studium oder dem Unterricht der grammatischen Disziplinen im mittelalterlichen Island unmittelbar verknüpft sind, in angemessener Weise diskutiert oder wenigstens erwähnt werden. Und dies geschieht aus einem Blickwinkel heraus, der sich über die engen geographischen Grenzen Islands hinaus auf das gesamte Panorama des grammatischen Wissens im mittelalterlichen Europa ausweitet.

Was den DGT betrifft, ist die Edition von Ólsen die erste, die nach den Prinzipien der modernen Textkritik erfolgte. Sie ist neben einem ausführlichen kritischen Apparat mit zahlreichen kommentierenden Anmerkungen versehen, die vor allem Verweise und Parallelen zu den mittelalterlichen lateinischen Quellen enthalten. Völlig analoge Kriterien werden auch bei der Edition des VGT angewandt, der aber als in einem einzigen Zeugen überlieferter Text viel geringere Rezensionsprobleme aufweist. Ein anderer Schwerpunkt von Ólsens Werk besteht in der peinlich genauen Interpretation der Skaldenverse, die sich in den zwei Traktaten finden; aus ihr werden die nachfolgenden Herausgeber und Kommentatoren der Skaldendichtung reichlich schöpfen.

Bis heute hat der DGT nur eine zweite kritische Ausgabe erfahren, nämlich die aus dem Jahre 1927 von F. Jónsson. Auch wenn diese vom wissenschaftsgeschichtlichen Gesichtspunkt her wenig Neues zur Arbeit von Ólsen hinzufügt, besitzt sie doch ihr gegenüber den Vorteil, daß sie den Text in normalisierter Schreibung vorlegt. Somit ist sie in dem Fall, wo keine strenge Adhärenz zum handschriftlichen Text notwendig ist, ein viel bequemeres Arbeitsinstrument.

Hinsichtlich des VGT gibt es noch nicht einmal die Möglichkeit einer ähnlichen Alternative. Die Edition von Ólsen ist nicht nur die letzte in der zeitlichen Reihenfolge, sondern auch in jeder Hinsicht besser als die drei vorausgegangenen. Gewiß, für eine rein informative Lektüre reicht die arnamagnæanische Ausgabe aus, auch wenn sie mit großer Vorsicht und Behutsamkeit zu benutzen ist; der Rekurs auf die Ólsensche Ausgabe bleibt jedoch stets obligatorisch für denjenigen, der sich dem Traktat mit ernsthafter wissenschaftlicher Absicht nähern möchte. Eine neue kritische Ausgabe des VGT — oder zumindest eine Gesamtrevision des Werkes von Ólsen — ist also eines der größten Anliegen im Zusammenhang der Forschung über die aisl. grammatische Literatur.

Von den zwei 'orthographischen' Traktaten zählt der EGT bis jetzt die meisten Editionen. Dies ist nicht erstaunlich, bedenkt man das enorme Interesse, das diese Schrift innerhalb und außerhalb des Umkreises der nordischen Philologie — vor allem in letzter Zeit — geweckt hat. Die erste selbständige Ausgabe des EGT besorgten V. Dahlerup und F. Jónsson; sie erschien 1886 im zweiten Band (dem ersten gemäß dem Veröffentlichungsprogramm) der o. a. Reihe „Islands grammatiske litteratur i middelalderen", die damit vervollständigt wurde[16]). Wenn auf der einen Seite die fleißige und sorgfältige Arbeit der zwei Herausgeber bei der Wiedergabe des handschriftlichen Textes (der hier erstmalig in buchstabengetreuer Transkription vorgestellt wird) und der historisch-philologischen Einordnung des Traktats zu loben ist, so bleibt auf der anderen Seite das Kriterium zu diskutieren, mit dem bei der Textrestitution verfahren wird. Dahlerup und Jónsson faßten die Aufgabe, den Text des EGT wieder in seine Originalform zu bringen, wie eine Operation auf, bei der die im Traktat aufgestellten Regeln auf den restituierten Text selbst angewandt werden sollten. Ein solches Vorgehen ist stark zu kritisieren: nicht nur, weil es kaum über das Niveau eines philologischen Kuriosums hinausgeht, sondern auch von einem historisch-wissenschaftlichen Standpunkt aus: Nichts erlaubt uns die Annahme, daß sich der Verfasser des Traktats in der Darlegung seiner Theorien und bei der Formulierung seiner Vorschläge zur Orthographie nicht weiterhin der zu seiner Zeit gängigsten Regeln zur Schreibweise bediente (außer, wohlgemerkt, in den veranschaulichenden Beispielen)[17]). Trotz der Mängel und Grenzen des Werks von Dahlerup und Jónsson sind doch Jahrzehnte vergangen, bis es in gültiger Form ersetzt werden konnte. Eine neue Ausgabe des EGT, und zwar von E. Haugen, erschien erst 1950, nach einer Pause von mehr als sechzig Jahren. Diese ganze Zeit verstrich jedoch nicht in Schweigen und Untätigkeit; es war im Gegenteil eine lange Periode der Reflexion und Verarbeitung, in der man teils neue, teils in den vorangegangenen Untersuchungen schon latent vorhandene Gesichtspunkte zur Struktur ebenso wie auch zur Theorie des Traktats in angemessener Weise weiterentwickelte und voll ausreifen ließ. Unter den in dieser Zeit durchgeführten Untersuchungen zum EGT verdient die Arbeit von A. Holtsmark, 1936, besondere Erwähnung; wir werden in den folgenden Abschnitten auf sie zurückkommen und näher auf sie eingehen. Haugen machte sich all dies zunutze: er stellte den Traktat nicht nur in normalisierter Schreibung mit

[16]) A. Holtsmark (1936: 7 Anm. 1) nennt unter den Ausgaben („utgaver") des EGT auch T. Möbius ²1877: 189–201. Es handelt sich aber da nur um eine einfache Transkription in normalisierter Schreibung; in keiner der neueren Editionen des EGT wird sie als Vorläufer genannt.

[17]) Vgl. F. Burg 1887: 1404.

danebenstehender englischer Übersetzung vor — noch heute ein wertvolles Arbeitsinstrument —, mehr noch: er versah ihn mit einer Einführung und einem Kommentar, die derartig reich an neuen Anregungen und in so klarer und fesselnder Weise bearbeitet waren, daß der Traktat nicht nur leicht verständlich, sondern bei Wissenschaftlern der Geschichte des sprachwissenschaftlichen Denkens in der ganzen Welt geradezu populär wurde. Das Interesse, das sich nach Haugens Ausgabe für den EGT entwickelte, war so groß, daß es ihn 1972 zu einer zweiten durchgesehenen Edition veranlaßte.

1972 war ein besonders fruchtbares Jahr in der Forschungsgeschichte des EGT. Damals erschien nämlich auch die kritische Ausgabe des Traktats von H. Benediktsson. In ihrer großartigen historischen und sprachwissenschaftlichen Einleitung gibt es keine noch so geringfügige oder sekundäre Frage zur Geschichte, Theorie, zum Inhalt und zur inneren Gestaltung des Traktats, die nicht mit äußerster Klarheit angegangen und diskutiert wird. Was die Textausgabe selbst betrifft, hatte sie allerdings der Edition von Haugen wenig hinzuzufügen oder entgegenzusetzen; dafür spricht übrigens die Tatsache, daß sich der Herausgeber für eine diplomatische Ausgabe entschied. Wie dem auch sei, man wird nicht umhin können, die Sorgfalt und außerordentliche Strenge der Rezension von H. Benediktsson anzuerkennen, ebenso wie die Reichhaltigkeit des kritisch-erklärenden Apparats, der zweifellos der genaueste und vollständigste ist, über den wir für den EGT bis zum heutigen Tag verfügen.

Hinsichtlich der Textbehandlung nimmt die italienische Edition des EGT von F. Albano Leoni eine mittlere Position zwischen den Ausgaben von E. Haugen und H. Benediktsson ein. (Was jedoch die in der Einführung zur letztgenannten Arbeit vertretenen Thesen betrifft, s. weiter unten, § 6.1).

Ein ganz anderes Schicksal wurde dem ZGT zuteil. Nach einer anregenden Debatte zu Beginn, die sich gegen Ende des letzten Jahrhunderts im Zusammenhang mit einer Diskussion über die bestehenden Beziehungen unter den verschiedenen Teilen der Snorra Edda entwickelte[18]), schwand die Popularität des ZGT immer mehr. Während einerseits das Interesse für seinen bekannteren Vorgänger — den EGT — ständig zunahm, geriet jener schließlich für lange Zeit praktisch in Vergessenheit.

Es war F. Jónsson, der 1886 die erste selbständige Ausgabe des ZGT besorgte (die auch, wie erwähnt, die erste kritische Ausgabe im eigentlichen Sinn darstellte). Sie erschien im selben Band der Reihe „Islands grammatiske litteratur i middelalderen", in dem ebenfalls die Ausgabe des EGT veröffentlicht wurde.

Kaum drei Jahre später stellte E. Mogk den vollständigen Text des Traktats mit einigen beachtlichen Emendationen zur vorausgegangenen Ausgabe vor, und zwar im Anhang zu einem Aufsatz, in dem er F. Jónsson

[18]) Vgl. F. D. Raschellà 1982: 4–8.

eine andere Auffassung von der ursprünglichen Zielsetzung des ZGT und seiner Entstehung entgegensetzte (s. § 6.2). Bemerkenswert ist, daß auch Mogk jenes merkwürdige orthographische Experiment anstellte, das bereits Dahlerup und Jónsson bei der Textrestitution des EGT angewandt hatten (s. o.). Zu der negativen Kritik, die wir in diesem Zusammenhang schon geäußert haben, läßt sich hier folgendes hinzufügen: wenn ein derartiges Vorgehen bereits beim EGT nicht nur diskutabel, sondern auch in der Anwendung mühsam ist, so gilt dies um so mehr für den ZGT, wo die orthographischen Regeln bisweilen in einer nicht eindeutig interpretierbaren Form formuliert sind. Abgesehen davon, wiegen die Unterschiede zwischen der Edition von Mogk und der von F. Jónsson — auch wenn sie einige signifikante Punkte des Traktats hinsichtlich seiner orthographischen Theorie betreffen — nicht so schwer, als daß sie zu völlig entgegengesetzten Einschätzungen des Traktats als Ganzes berechtigen, so wie es sich vielleicht Mogk gewünscht haben mag. Stark vereinfachend läßt sich sagen, daß F. Jónsson eine gewisse Tendenz zeigt, die unklarsten Stellen durch Konjekturen zu heilen; Mogk dagegen bleibt so eng wie möglich am Text des Codex Upsaliensis, auch wenn dies manchmal auf Kosten der Klarheit geht.

Dem Aufsatz und der Edition von E. Mogk folgte 1898 eine knappe und scharfe Erwiderung von F. Jónsson (s. § 6.2), nach der — außer nur gelegentlich und in rein informativen Termini — viele Jahrzehnte lang nicht mehr die Rede vom ZGT war. Viele Probleme und Unsicherheiten, die die zwei Ausgaben hinterlassen hatten, auch hinsichtlich des Textes selbst, blieben folglich ungelöst. Um dieser unentschuldbaren Vernachlässigung abzuhelfen — sowie als allgemeinere Reaktion auf die deutlich einseitige Tendenz, die sich in der späteren Forschung über die isländische grammatische Literatur des Mittelalters verbreitet — hat, hat in letzter Zeit (1982) F. D. Raschellà eine neue umfassende Untersuchung mit einer kritischen Edition des ZGT vorgelegt. Über die Verbesserung und gegebenenfalls Bestätigung der von den bisherigen Herausgebern hinsichtlich der Textrekonstruktion gewonnenen Resultate hinaus, hat sich diese Arbeit das Ziel gesteckt, einige Punkte von grundlegender Bedeutung für eine korrekte Interpretation und Einschätzung des Traktats wieder aufzugreifen und im Licht der inzwischen neu erworbenen Kenntnisse zu vertiefen — wie beispielsweise die Analyse der darin dargestellten graphematisch-phonematischen Verhältnisse, die theoretischen Grundlagen des Traktats und seine Entstehungszeit.

4. *Übersetzungen*

Auch wenn die Übersetzung an sich in einem strengen Sinn nicht zur wissenschaftlichen Forschung gehört, so ist sie doch nicht nur ein Mittel der Verbreitung, sondern auch ein nützliches, ja oft unerläßliches Arbeitsinstrument. Sie ist es besonders für denjenigen, der kein Spezialist der

nordischen Philologie ist und sich, ohne mit den altnordischen Sprachen oder jedenfalls mit dem Isländischen vertraut zu sein, dennoch mit der aisl. grammatischen Literatur unter einem inhaltlichen Gesichtspunkt beschäftigen möchte.

Die Übersetzungen der aisl. GT schließen sich gewöhnlich an die jeweiligen kritischen Ausgaben an, auch wenn dies nicht als unumstößliche Regel gilt. So existieren in der Tat sowohl Editionen ohne Übersetzung (z. B. B. M. Ólsen 1884 für den DGT und VGT) als auch Übersetzungen ohne den Originaltext (z. B. die Übersetzung des EGT in Neckel/Niedner 1925).

Für alle vier GT, einschließlich des Prologs, ist in ESS II eine lateinische Übersetzung verfügbar. Da sich diese, aus den schon bekannten Gründen, auf die Sammlung der GT im Codex Wormianus stützt, ist sie gut zu benutzen — trotz verschiedener Vorbehalte — für den EGT und VGT sowie auch für den Prolog, — eben für die Texte, die nur in dieser Handschrift erhalten sind. Dies gilt jedoch nicht im selben Umfang für den ZGT und den DGT, deren zuverlässigere Zeugen, wie wir gesehen haben, in anderen Handschriften überliefert sind.

Erwartungsgemäß ist der EGT der von den aisl. GT am häufigsten übersetzte. Über die obenerwähnte lateinische Übersetzung hinaus besitzt er eine dänische (Dahlerup/Jónsson 1886: 19–49), zwei deutsche (A. Holtzmann 1870: 55–64 und Neckel/Niedner 1925: 334–48, beide ohne den isländischen Originaltext), zwei englische (E. Haugen 1950 ([2]1972: 13–33) und H. Benediktsson 1972b: 207–47) und sogar eine ins Italienische (F. Albano Leoni 1975: 81–101) — die einzige moderne nichtgermanische Sprache, soweit mir bekannt ist, in die jemals ein isländischer GT übersetzt worden ist.

Von der Form, in der der ZGT gemäß den Kriterien der Textkritik rekonstruiert wird, gibt es lediglich zwei vollständige Übersetzungen: eine ins Deutsche (E. Mogk 1889: 164–67) und eine ins Englische (F. D. Raschellà 1982: 51–75)[19]). Recht erstaunlich ist, daß die Textherstellung in der dänischen Ausgabe von 1886 nicht mit einer Übersetzung versehen ist, so wie es im selben Band beim EGT der Fall ist.

Für den DGT und VGT ist bis heute keine Übersetzung in eine moderne Sprache verfügbar[20]). Dieser Mangel wiegt besonders schwer beim DGT,

[19]) Die deutsche Übersetzung von A. Holtzmann (1870: 65–66), die sich auf die Version des Codex Wormianus stützt, ist unvollständig und — vorsichtig ausgedrückt — reichlich frei. Die italienische Übersetzung bei F. Albano Leoni (1975: 36–39), die von der kritischen Ausgabe von F. Jónsson 1886 ausgeht, ist zwar sehr sorgfältig, doch umfaßt auch sie nur einen Teil (nämlich lediglich den mittleren Abschnitt des Traktats). Teile des ZGT in deutscher Übersetzung sind auch bei K. Braunmüller [1981] zu finden.

[20]) Hier sehen wir selbstverständlich von der Übersetzung der Skaldenverse ab, die in den zwei Traktaten enthalten sind (und dort einen beträchtlichen Anteil ausmachen). Vollständig sind sie sämtlich mit dänischer Übersetzung in F. Jónsson 1912–15 B veröffentlicht, sowie teilweise oder einzeln in vielen anderen Schriften, die in den verschiedenen Sprachen über die Skaldendichtung verfaßt worden sind.

dessen lateinische Übersetzung in ESS II, wie bereits gesagt, nur teilweise zu benutzen ist. Mit gutem Grund läßt sich annehmen, daß eine Übersetzung dieser zwei Traktate in eine international verbreitete moderne Sprache (möglicherweise auf der Grundlage neuer Editionen) neue und interessante Horizonte zur Kenntnis des umfangreichen und leider noch unzulänglich erforschten Panoramas des sprachlichen Wissens im Mittelalter eröffnen würde.

5. *Der Ursprung der aisl. grammatischen Literatur*

Wenn für die Völker lateinischer Kulturtradition das Studium der *grammatica* im Mittelalter vor allem die Funktion hatte, das Wissen um die eigene literarische Sprache, die sich immer mehr von der Umgangssprache unterschied, zu bewahren und zu stärken, so ging es für die anderen vielmehr darum, sich eine möglichst angemessene Kenntnis dieser Sprache als Träger einer neuen Kultur sowie eines neuen Glaubens anzueignen. Das letztere traf genau auf Island rund um das Jahr 1000 zu. So wie in Mittel- und Südeuropa im Laufe des Mittelalters Schulen entstanden und sich weiterentwickelten mit der präzisen Zielsetzung, Intellektuelle heranzubilden, die in der Lage waren, das lateinische sprachlich-literarische Erbe zu erhalten und zu bereichern, so gründete man in Island in dieser Zeit die ersten Institutionen, denen die Verbreitung des neuen Glaubens und der neuen Kultur obliegen sollte. Mit dem Christentum und der lateinischen Sprache gelangten auch die ersten 'wissenschaftlichen' Werke nach Island, unter diesen auch die grammatischen und rhetorischen Schriften, die sogleich das schon lebhafte Interesse der Isländer für alles, was die Sprache in ihren sämtlichen Äußerungsformen bis hin zur künstlerischen Gestaltung betraf, anregten. Schon bald wurde aus der Neugierde und dem Interesse ein echter Anspruch, sich nach dem Beispiel der lateinischen, jedoch zur selben Zeit auch unabhängig von ihr eine eigene selbständige grammatische Tradition zu schaffen. Die Isländer befanden sich in einer dafür besonders günstigen Situation: sie konnten sich auf ein sprachkünstlerisches Erbe stützen, über das sie seit mehreren Jahrhunderten verfügten und das zu einem Teil in der epigraphischen Runentradition, zu einem anderen in der alten skaldischen und eddischen Dichtung bestand. Besonders die letztere hatte sie an strenge Disziplin im Hinblick auf die formale Struktur und die Ausdrucksmöglichkeiten der eigenen Sprache gewöhnt.

Natürlich waren es die Geistlichen, die als erste die Initiative ergriffen, oblag doch ihnen die Verbreitung der christlichen Kultur. Die isländischen Quellen erwähnen vom Ende des 11. Jahrhunderts ab häufig Bischöfe, Priester, Diakone und andere Geistliche, die neben der Ausübung ihrer katechetischen und seelsorgerischen Funktionen die Unterrichtung junger Aristokraten in der lateinischen Sprache übernahmen; dabei unter-

richteten sie ihre Schüler in dieser Sprache, nicht nur um geistliche und gelehrte Texte zu lesen, sondern auch um sie als ihr eigenes Ausdrucksmittel zu benutzen. Während der ersten Zeit des Einbruchs der abendländischen geistlichen Kultur hatten also die Isländer ausreichend Gelegenheit, sich mit der lateinischen Sprache vertraut zu machen, die sie flüssig und sicher zu schreiben — wenn auch nicht zu sprechen — vermochten.

Nun fällt es nicht schwer, sich vorzustellen, welchen enormen Schwierigkeiten sich derjenige gegenübersah, der gelegentlich etwas in der einheimischen Sprache aufzuschreiben versuchte und dabei das lateinische Alphabet verwendete, das zu diesem Zweck alles andere als praktisch war. Doch eben über Versuche dieser Art — von denen einige berühmter sind, wie der von Ari Þorgilsson inn fróði in der ersten Fassung seiner *Íslendingabók*, und andere weniger — sowie nach dem Vorbild anderer nicht-lateinischer Völker (wie der Angelsachsen und Iren), die schon seit langem das lateinische Alphabet zum Schreiben in ihrer Muttersprache benutzten, gelangte man stufenweise zur Abfassung von Schriften mit dem spezifischen Zweck, eine allgemeine orthographische Norm aufzustellen, die sich den besonderen Anforderungen der isländischen Sprache anpaßte und auf die jeder, der in dieser Sprache schreiben wollte, erfolgreich zurückgreifen konnte.

Mit der Zeit und mit der Verbreitung von Schriften in Vulgärsprache wurde der Gebrauch von Textbüchern, d. h. Lehrbüchern der Orthographie, die neben der Angabe von Regeln gleichzeitig die Gründe und Kriterien für die Wahl der jeweiligen Regeln veranschaulichten, überflüssig. Dafür begann man immer mehr grammatische Fragen höheren Niveaus zu studieren, wie beispielsweise die Wortstruktur, die Redeteile usw., um dann alles in der Kunst des wirkungsvollen und eleganten Sprachgebrauchs, d. h. in der Rhetorik, zu sublimieren. Mit der Abfassung der ersten stilistisch-rhetorischen Traktate in Vulgärsprache gelang es auch Island, sich sozusagen dem Lauf der Zeit anzupassen und den höchsten Wissensstand der damaligen abendländischen Welt auf diesem Gebiet zu erreichen.

Wie auch immer sich diese Operation des 'kulturellen Aufholens' vollzog, wie auch immer der erzielte Erfolg aussah, eines ist nicht zu leugnen: kein anderes abendländisches Volk hat es wie das isländische verstanden, zwei so unterschiedliche und voneinander entfernte kulturelle Traditionen in harmonischer Art und Weise zu verschmelzen.

6. *Zielsetzung und Bedeutung der aisl. GT*

Den Studenten des Triviums (der charakteristischen Fächergruppe des mittelalterlichen Unterrichtssystems, die aus Grammatik, Logik und Rhetorik bestand) leicht anwendbare und wirksame Instrumente in die Hand zu geben zur Erlernung der Schrift und des korrekten Gebrauchs der

Muttersprache, vor allem hinsichtlich ihrer Verwendung als künstlerisch-literarisches Mittel: das ist zweifellos die grundlegende Absicht, die die vier uns überlieferten aisl. GT miteinander verbindet. Daß sie dabei die Grenzen dieser ursprünglichen Intention weit überschritten haben, steht ebenfalls außer Zweifel. Das wird auch reichlich durch die Aufmerksamkeit bezeugt, die ihnen die hervorragendsten Forscher der nordischen Philologie in verschiedener Weise gewidmet haben, und zwar überwiegend in der historischen Zeitspanne, in der die Grundlagen dieser Disziplin geschaffen wurden.

6.1. Die obenerwähnte Eigenschaft fällt vielleicht weniger deutlich beim EGT auf, in dem der Autor theoretischen und epistemologischen Fragen den Vorrang vor einer didaktisch-normativen Zielsetzung gibt (optimale Funktionalität des Alphabets, Verhältnis zwischen Namen, Form und Lautwert der Buchstaben, innere Dialektik der Argumentation usw.). Bezeichnend dafür ist übrigens, daß der EGT als einziger der aisl. GT eine explizite Darlegung seines Arbeitsvorhabens enthält. Er erwächst, wie derselbe Verfasser im einleitenden Abschnitt ausführt, aus der Notwendigkeit, das lateinische Alphabet der isländischen Sprache so anzupassen, daß seine Verwendung so funktional und eindeutig wie möglich wird, damit man nun auch in Island — wie schon anderswo — alles das, was die Gelehrten für so wichtig und bemerkenswert hielten, daß sie es in Büchern niederlegten, endlich bequem schreiben und lesen konnte[21]). Von einer solchen Voraussetzung rein empirischen und praktischen Charakters ausgehend gelangt der Autor dennoch zu einem derartig durchgearbeiteten deskriptiven Vorgehen — so tiefgehend in der Analyse und so streng in der Methode —, daß wir Entsprechendes erst wieder in der modernen strukturalistischen Linguistik vorfinden.

Doch sind wir weit davon entfernt, uns bedingungslos jenem Standpunkt anzuschließen, der — nicht ohne Widersprüche — in den letzten vierzig Jahren die Diskussion über diese Schrift beherrscht hat; wurde sie der Welt doch als beispielhaftes „work of an individual creative genius" (H. Benediktsson 1972b: 201) vorgestellt, dem nichts weniger als „the discovery of minimal oppositional pairs" (E. Haugen ²1972: 6) zugeschrieben wird. Wir wollen vielmehr nur das bekräftigen, was andere in zurückhaltenderem Ton bereits behauptet haben: daß sich nämlich der EGT nicht nur durch den Scharfsinn und die geistige Unabhängigkeit seines Verfassers (oder seiner Verfasser, wenn man ihn als Produkt von mehreren aufeinanderfolgenden Bearbeitungen betrachten will) auszeichnet, sondern vor allem durch die Transparenz und die Systematik seiner Untersuchungsmethode, die für seine Entstehungszeit tatsächlich ungewöhnlich war (vgl. Neckel/Niedner 1925: 45 und S. Bergsveinsson 1942: 61).

[21]) Daraus läßt sich u. a. folgern, daß der EGT, wenn nicht die erste, so doch eine der ersten Schriften seiner Art in Island gewesen sein muß.

Der phonologisch-strukturalistischen Interpretation des EGT hat sich F. Albano Leoni hartnäckig widersetzt; in der Einleitung zu seiner Ausgabe des Traktats (1975: 23–31)[22]) — wie schon in zwei vorbereitenden Arbeiten[23]) — versucht er zu beweisen, daß (grob zusammengefaßt) die Differenz im methodologischen und deskriptiven Vorgehen des EGT einerseits und der orthographischen Abhandlungen der spätlateinischen und mittelalterlichen Grammatiker andererseits eher in der Quantität als in der Qualität begründet liegt. Und zwar in dem Sinn, daß sich der EGT 'einfach' darauf beschränkte, das, was latent in vielen traditionellen lateinischen Grammatikschriften enthalten ist, explizit darzulegen; damit fänden sich die angeblichen Analogien zwischen ihm und der modernen strukturalistischen Phonologie auf einer Erscheinungsebene und seien rein zufällig (vgl. E. C. Johnston 1964: 12)[24]). Ich hatte bereits an anderer Stelle (F. D. Raschellà 1978: 484) Gelegenheit festzustellen, daß meiner Meinung nach die Kritik Albano Leonis an der Einschätzung, die in einem neueren Stadium der Forschung über den EGT getroffen wurde, zu weit geht, selbst wenn sie zweifellos dazu geführt hat, die gesamte Fragestellung richtig zu dimensionieren. Hier möchte ich lediglich hinzufügen, daß nach meiner Ansicht die Ursache für die ganze Polemik um die Originalität und den theoretischen Wert des EGT in der Tatsache zu suchen ist, daß man den Worten des Verfassers eine größere oder eine geringere Bedeutung beimessen wollte, als sie in Wirklichkeit besitzen: in den Aussagen des Autors nach Konzeptionen und Absichten zu forschen, die er auch nicht im entferntesten im Sinn hatte, ist nicht weniger unredlich und tendenziös, als seine außergewöhnlich scharfe und unabhängige geistige Beobachtungsfähigkeit zu verkennen und ihm den Mangel an jener Kohärenz und methodologischer Genauigkeit vorzuwerfen, die man von einer modernen wissenschaftlichen Arbeit verlangen kann.

Über die Bedeutung des EGT hinsichtlich der historischen Phonologie des Isländischen gibt es demgegenüber im wesentlichen einheitliche Meinungen. Im besonderen enthält er die einzige direkte und greifbare Bezeugung der in der ältesten Entwicklungsphase dieser Sprache vorhandenen Nasalvokale, die sonst nur durch die etymologische und sprachvergleichende Analyse — und das nicht immer mit absoluter Sicherheit — zu erschließen sind.

[22]) Vgl. auch die Zusammenfassung in deutscher Sprache in *Arkiv för Nordisk Filologi* 92 (1977): 70–91 (bes. § 1.3, S. 75–80).

[23]) Es handelt sich hier um zwei Aufsätze, einer aus dem Jahr 1973, der andere von 1976 (der aber schon 1973 auf einem italienischen Linguistenkongreß als Vortrag vorgestellt wurde).

[24]) Dieser Standpunkt hat wesentlich Zustimmung von seiten B. Ulvestads (1976) gefunden, der — angeregt von der These von Albano Leoni — im besonderen eine Revision der technischen (phonologischen) Deutung einiger im Traktat enthaltenen Termini vorschlägt; und zwar indem er sie auf ihre zugrundeliegende und nicht-technische Bedeutung zurückführt, was nach seiner Meinung sowohl hinsichtlich der Zeit als auch der Art ihrer Verwendung angemessener ist. Ulvestad weist unter anderem auf gewisse Analogien zwischen den von Albano Leoni geäußerten Ideen und einigen von A. Holtsmark (1936) angestellten Überlegungen über die Beziehungen des EGT zur lateinischen grammatischen Theorie des Mittelalters hin.

6.2. Ein ähnliches Thema, wenn auch in der Konzeption weitaus bescheidener, stellte sich der ZGT, der in erster Linie eine didaktische Zielsetzung verfolgt. In einer Zeit verfaßt, da die Anwendung des lateinischen Alphabets im Isländischen schon eine lang und fest verwurzelte Errungenschaft darstellte, nahm sich dieser nicht die Schaffung neuer orthographischer Mittel vor. Er strebte hingegen höchstens an, die Praxis der Schreibung neu zu regeln, die sich bei völlig fehlender Einheitlichkeit und Kohärenz in einer veränderten phonologischen Realität weiterentwickelt hatte.

Über die wahre Beschaffenheit und Absicht des ZGT hat man in den zwei letzten Jahrzehnten des vergangenen Jahrhunderts in recht rauhem und endgültigem Ton diskutiert. Während einerseits keinerlei Vorbehalte hinsichtlich des rein orthographischen Charakters des Traktats geäußert wurden (K. Müllenhoff 1883: 168; B. M. Ólsen 1884: XXIX–XXXIII; F. Jónsson 1886: XXIX–XXXI), erzielten andererseits vor allem die deutschen Skandinavisten darin eine tendenzielle Übereinstimmung, daß der ZGT als eine Art Einleitung zur skaldischen Verslehre in Snorris Kommentar zum Háttatal anzusehen sei, mal als „wissenschaftliche grundlage für die spätere definition des reimes" (O. Brenner 1888: 274; vgl. T. Möbius 1879–81 II: 41 Anm.), mal als einfache reine „sprachliche einleitung zum Háttatal" (E. Mogk 1889: 130). Eine solche Einstellung fand zum einen ihre grundlegenden Voraussetzungen in der Stellung selbst, die der Traktat innerhalb der Handschrift, in der er in seiner ursprünglicheren Fassung erhalten war, einnahm — nämlich im Codex Upsaliensis, wo er unmittelbar vor dem Háttatal steht —, und zum anderen in bestimmten angenommenen terminologischen Analogien zwischen den beiden Schriften. Auch wenn sie nicht endgültig widerlegt ist, so hat doch diese These zunehmend an Gewicht verloren, vor allem nach der herben Replik von F. Jónsson (1898: 326–30) auf den Aufsatz von E. Mogk, in der der isländische Philologe seine schon vorher geäußerte Überzeugung bekräftigte und genauer umriß; mit stringenten Argumenten bestand er auf der gänzlichen Unzugehörigkeit des ZGT zur Snorra Edda sowie auf seinem rein orthographischen Charakter. F. Jónssons Position hat sich später im allgemeinen durchgesetzt; auch der Autor der vorliegenden Schrift (F. D. Raschellà 1982: 9) hat sie in der letzten Ausgabe des ZGT vorbehaltlos übernommen[25]).

[25]) Kürzlich wurde eine neue und eigenwillige Interpretation des Traktats von K. Braunmüller vorgeschlagen. In zwei noch im Druck befindlichen Aufsätzen sucht er zu zeigen, daß der ZGT einen frühen Versuch darstellt, die Verteilung und die Kombination der Laute im Altisländischen zu analysieren und gleichzeitig eine Theorie der Silbenstruktur bei den Einsilblern aufzustellen. Demnach setzt er den Traktat zusammen mit dem EGT in ein und dieselbe Reihe mit den Produkten

In der Geschichte des grammatischen Wissens in Island ist dem ZGT nie eine Rolle von großer Bedeutung zugestanden worden. Das ist hauptsächlich darauf zurückzuführen, daß er nur selten in absoluten Begriffen, sondern fast immer im Verhältnis zum EGT in Betracht gezogen wurde. Auch wenn nun kein Zweifel darüber besteht, daß das endgültige Urteil, das sich bei einer Gegenüberstellung des EGT mit dem ZGT aus einer streng wissenschaftsgeschichtlichen Sicht ergibt, deutlich zugunsten des ersteren ausfällt, so ist es doch auch übertrieben, wenn man den ZGT lediglich als reine Kompilation kennzeichnet. Damit beschränkt man sich auf die Feststellung, daß dieser keinen Begriff oder keine Regel umfaßt, die nicht schon vorher bekannt waren. Tatsächlich besteht der Wert des ZGT, wie oben bereits bemerkt, nicht in der Aufstellung eines neuen orthographischen Systems, wohl aber in der Originalität der darstellenden Methode, die wesentlich unabhängig vom traditionellen lateinischen Modell ist, sowie in der kritischen Auswahl, die er unter den verschiedenen zur Verfügung stehenden Schreibweisen trifft[26]). Hinzuzufügen ist, daß er interessante Zeugnisse der wissenschaftlichen Kenntnisse und des intellektuellen Lebens im Island des 13. Jahrhunderts enthält. Ferner könnte eingewendet werden, daß ein qualitativer Vergleich zwischen dem ZGT und dem EGT kaum gerechtfertigt scheint, gehen doch die zwei Werke auf verschiedene historische und kulturelle Voraussetzungen zurück.

6.3. Eine weit komplexere und heterogenere Struktur als die ersten zwei weist der DGT auf. In ihm lassen sich inhaltlich mindestens vier Komponenten unterscheiden:

a) Allgemeine Betrachtungen über die verschiedenen in der Natur vorkommenden Laute;

b) Theorie des Buchstabens, der Silbe und der Redeteile gemäß der lateinischen Tradition;

c) Vergleich zwischen dem (nordischen) Runenalphabet und dem lateinischen Alphabet;

d) Abriß der Stilistik und der Rhetorik, d. h. des prohibitiven und permissiven Teils der Grammatik (wobei man sich — auch wenn die veranschaulichenden Beispiele, wie an anderen Stellen des Traktats, der altnordischen Skaldendichtung entnommen sind — an die Kanons der klassischen Tradition hält).

Aufgrund dieser Heterogenität ist der DGT der vollständigste der vier GT und der einzige, der den Beinamen 'grammatisch' völlig verdient; auf der anderen Seite erweist er sich, zusammen mit dem VGT, als viel weniger originell als die ersten zwei, da er — wie wir weiter unten sehen werden — überall auf bereits bestehende theoretische Modelle zurückgreift.

Gewöhnlich unterscheidet man indessen im DGT nur zwei Teile: einen im strengen Sinn grammatischen (er umfaßt die Punkte *a*, *b* und *c*) und einen stilistisch-rhetorischen (Punkt *d*), die auch — nach der von S. Egilsson eingeführten Terminologie — als *Málfræðinnar grundvöllr* ('Fundamentum grammatices') und *Málskrúðsfræði* ('Figurae orationis') bekannt sind. Was zumindest den ersten dieser beiden Teile betrifft, hat der Traktat einen überwiegend theoretisch-deskriptiven Charakter, d. h. er zielt weder (wie der EGT und der ZGT) auf die Regelung irgendeiner Schreibgewohnheit noch auf orthographische Belehrung ab; vielmehr setzt er die Kenntnis der Schrift als bekannt voraus und wendet sich damit an ein reiferes Publikum, das schon lesen und schreiben kann. Im zweiten Teil hingegen, auch wenn dieser selbstverständlich eine informative Funktion erfüllt (er führt in das Wissen der klassischen literarischen Rhetorik ein), besitzt der Traktat einen überwiegend normativen Charakter. Indem er seine Beispiele der Skaldendichtung entnimmt, liefert er Regeln für eine korrekte und elegante Versifikation in der isländischen Sprache. Damit läßt sich für den DGT eine doppelte Zielsetzung bestimmen: auf der einen Seite will er die Erlernung der klassischen Grammatiktheorie ohne direkte Zuhilfenahme der lateinischen Texte ermöglichen; auf der anderen strebt er eine 'Veredelung' des 'grammatischen' und dichterischen einheimischen Erbes an, indem er eine Reihe von Parallelen zwischen der alten und glorreichen (aber heidnischen!) runischen und skaldischen Tradition und einem ebenso berühmten (und vor allem christlichen, oder jedenfalls christianisierten) theoretischen Modell herstellt. Auf diese Weise zeichnet der Autor indirekt — und vielleicht unbewußt — die programmatische Skizze für eine neue isländische Dichtung (vgl. B. M. Ólsen 1884: XLI).

In der Haltung des Verfassers des DGT finden wir also erneut die für die Isländer typische Neigung vor, aus auswärtigem kulturellem Material zu schöpfen und dabei nichts sklavisch aufzunehmen, es vielmehr den eigenen Anforderungen anzupassen und soweit umzuformen, daß es einen entschieden nationalen Charakter annimmt. In welchem Umfang und mit welchen Resultaten diese Überlagerung und Durchsetzung von gegenseitig fremden Elementen im vorliegenden Fall erfolgt ist, bleibt noch offen. Im ganzen kann man jedenfalls sagen, daß das Experiment gelungen ist, auch wenn in einzelnen Fällen — besonders im ersten Teil des Traktats — Mißverständnisse, Verdrehungen und Entstellungen nicht fehlen, die mal auf die Unvereinbarkeit zwischen der lateinischen und isländischen Sprachstruktur und dichterischen Tradition, mal auf falsches oder ungenügendes Verständnis der lateinischen Vorlage von seiten des Verfassers des Traktats zurückzuführen sind.

Über seine Bedeutung als Instrument der Verbreitung der klassischen Grammatik und literarischen Rhetorik hinaus erkennt man einhellig dem

---

mittelalterlicher 'schöpferischer Genies'. Ich möchte mich mit einem Urteil über diese zwei Schriften zurückhalten, bis sie veröffentlicht sind. Des weiteren nehme ich die Gelegenheit wahr, Herrn Dr. Braunmüller für seinen freundlichen Hinweis und die Erlaubnis, die Manuskripte seiner Arbeiten zu erwähnen, zu danken.

[26]) Das Streben nach Selbständigkeit gegenüber der lateinischen grammatischen Tradition läßt sich auch über einen Vergleich zwischen der technischen Terminologie des ZGT und der der anderen GT verifizieren (s. u., § 7.2).

DGT zwei andere Verdienste zu: 1. zur Aufstellung einer isländischen grammatischen Terminologie entscheidend beigetragen zu haben (dabei vervollständigte er teils die schon bestehende, teils schuf er auf der Basis der lateinischen Vorlage neue Ausdrücke), und 2. mit den veranschaulichenden Beispielen des stilistisch-rhetorischen Teils der Nachwelt eine Anzahl von Skaldenversen und -strophen hinterlassen zu haben, die sonst verlorengegangen wären.

6.4. Der VGT steht in einem engen Abhängigkeitsverhältnis zum DGT, dessen Fortsetzung und Vervollständigung er praktisch darstellt. Er ist der einzige der vier GT, der die Schreibung und die Grammatik im engeren Sinn des Wortes nicht behandelt, und läßt sich also genauer als stilistisch-rhetorisch definieren.

Aus neueren theoretischen Quellen schöpfend stellt der Autor eine Reihe von rhetorischen Figuren (die sog. *colores rhetorici*) vor, die der DGT nicht berücksichtigt. Soweit bedient er sich derselben Methode, die schon sein Vorgänger angewandt hatte: jede Figur wird durch eine kurze Definition eingeführt und mit einigen Versen in altnordischer Sprache veranschaulicht, denen sich kommentierende Anmerkungen verschiedener Art anschließen. Identisch ist auch der unterrichtliche Zweck, den die zwei Schriften verfolgen; wir verweisen daher auf das, was in diesem Zusammenhang über den zweiten Teil des DGT bereits angemerkt wurde.

Die größte Differenz zwischen dem VGT und dem DGT besteht darin, daß in den Beispielen des VGT anonyme Verse (wenigstens zum Teil dem Verfasser des Traktats selbst zuzuschreiben) von meistens geistlichem Inhalt überwiegen — eine ganz natürliche Erscheinung, wenn man seine beträchtlich spätere Entstehungszeit berücksichtigt (s. u., § 8.4). Weiterhin scheint er, mehr noch als der DGT, eine Erneuerung der skaldischen Kunst anzustreben, und zwar sowohl in formaler Hinsicht — durch die Schaffung neuer stilistischer Muster — als auch in inhaltlicher — mit der Einführung neuer Themen christlicher Tendenz. Diesen Eindruck verstärken noch einige Andeutungen auf Unterschiede in der ethisch-professionellen Einstellung zwischen „neuen Dichtern" und „alten Dichtern", die sich sowohl im VGT als auch im Prolog zu den vier GT im Codex Wormianus finden (beide Schriften scheinen — wie wir noch sehen werden — demselben Autor zuzuschreiben zu sein). Auf jeden Fall stellt der VGT ein greifbares Zeugnis dar, nach dem es scheint, als ob die Skaldendichtung in Island mitten im 14. Jahrhundert noch ihren normativen Wert und ihre Produktivität völlig intakt erhalten hätte, lediglich mit Adaptationen, die ein historischer und kultureller Zusammenhang, zutiefst anders als der ursprüngliche, notwendig gemacht hatte.

6.5. Mit der Funktion und der Bedeutung des Prologs zu den vier GT hat sich besonders B. M. Ólsen in seinem Buch über die Runen in der aisl. Literatur (1883) beschäftigt; erhielt doch dieser Aspekt eine fundamentale Wichtigkeit zur Stützung der These, die er darin zu beweisen suchte

(s. o., § 1). Ólsens Interpretation wurde von seinen Zeitgenossen ungünstig aufgenommen, und noch heute neigt man dazu, sie als naiv zu betrachten. Doch steht fest, daß die Behandlung des Prologs durch Ólsen die umfassendste und gründlichste ist, über die wir bis heute verfügen. Die Frage ist in der Tat komplexer und heikler, als man es sich vorzustellen vermag; zudem gestatten es uns die Grenzen, in denen sich der vorliegende Bericht halten muß, leider nicht, in dem Maße, wie es notwendig und angemessen wäre, uns dabei aufzuhalten. Auf ihre wesentlichen Aussagen reduziert, lassen sich die wichtigsten Betrachtungen, die bis heute zum Prolog angestellt worden sind, in den folgenden drei Punkten, von denen jeder den anderen ausschließt, zusammenfassen:

1. Er enthält Verweise auf einen grammatischen Traktat — noch älter als der EGT —, von dem sich keine Spur mehr findet (ESS II:6 Anm. 1);

2. Sein Kern bildete ursprünglich eine Art von Einführung in den ersten Teil des DGT und hätte so erst später seine jetzige Position erhalten (B. M. Ólsen 1883: 51ff., dann 1884: XXIII–XXV);

3. Es handelt sich um eine einfache Einleitung zu den vier GT, die vom selben Verfasser des Codex Wormianus erstellt worden ist, in der eine allgemeine Vorstellung der verschiedenen Themen, die in den Traktaten behandelt werden, versucht wird (G. Storm 1885: 175–76; F. Jónsson 1920–24 II: 921–22).

Die ersten zwei Hypothesen erwiesen sich sehr bald als ohne solide Grundlagen, während die dritte — die scheinbar banalste — immer mehr Zustimmung erhielt, auch wenn sie keineswegs alle Dunkelheit und Ratlosigkeit endgültig zu zerstreuen vermag. Sicher ist, daß in diese kurze Schrift Informationen und Überlegungen recht unterschiedlicher Natur zusammenfließen: von da rühren ihre zusammengesetzte Form und die häufigen Inkonsequenzen her, die einerseits zu Hypothesen der gewagtesten Verbindungen und andererseits zu Mißdeutungen verschiedener Art geführt haben. Nicht umsonst ist der Prolog zu den GT eines der verworrensten und dunkelsten Produkte der gesamten isländischen Literatur genannt worden (B. M. Ólsen 1883: 50; F. Jónsson 1920–24 II: 922 Anm. 3). Das einzige, was sich mit relativer Sicherheit behaupten läßt, ist, daß er zugleich als Verbindungsglied zwischen der Snorra Edda und den vier philologischen Schriften fungiert, die durch das Band der handschriftlichen Überlieferung mit der ersteren eng verknüpft sind, sowie — wenigstens teilweise — als Einführung in eine neue Disziplin. Tatsächlich erweckt er ganz den Anschein einer 'Naht', die mit dem wesentlichen Ziel ausgeführt wurde, den Übergang zu einem Thema zu rechtfertigen, dessen Zusammenhang mit den vorher behandelten nicht völlig selbstverständlich scheinen konnte oder jedenfalls nicht sofort ins Auge sprang.

6.6. Ein letzter Aspekt, der im Rahmen dieses kurzen Überblicks zur Zielsetzung und zum innewohnenden Wert der aisl. GT zu betrachten ist, richtet sich auf ihr Verhältnis zur Snorra Edda von einem inhaltlichen Gesichtspunkt her. Eine solche Überlegung wäre nicht notwendig, wenn nicht — wie bereits des öfteren gesagt — die zwei Forschungsobjekte

unlösbar in die handschriftliche Überlieferung eingebunden wären. Dies ist jedoch eine Tatsache, die — so sehr sie sich auch bei einer spezifischen Untersuchung als zufällig und nebensächlich herausstellen mag (s. o., § 2.4) — nicht ignoriert werden kann, um so mehr als die GT lange Zeit als echte Zusätze zu Snorris Werk angesehen wurden. Der erste, der dieses Abhängigkeitsverhältnis anzweifelte, war B. M. Ólsen (1884: XLVI–XLVII). Er behauptete, die Verbindung zwischen den GT und der Snorra Edda könne nur zu einem Teil als ursprünglich angesehen werden (sie sei einige Zeit nach dem Erscheinen dieses Werks (datierbar ca. 1220), d. h. um die Mitte des 13. Jh.s, zustande gekommen), und gelangte zu der Hypothese, daß der erste, der diese Verschmelzung herstellte, der Verfasser des DGT sein könne.

Ohne in Einzelheiten zu gehen, läßt sich kurz und knapp sagen, daß eine Verbindung mit der Snorra Edda vom ersten Moment an mit einer gewissen Sicherheit nur für den DGT und VGT aufrechtzuerhalten ist. Diese wurden nicht nur zu späterer Zeit geschrieben, sondern weisen mit jenem Werk auch eine unleugbare inhaltliche Affinität auf. Der EGT ist beträchtlich früher als die Edda und behandelt jedenfalls ein zu entferntes Thema als daß man denken könnte, es sei unabhängig von den zwei obenerwähnten mit ihr verknüpft gewesen. Hinsichtlich des ZGT gibt es dazu, wie wir schon sahen, gegensätzliche Meinungen. Nach der Datierung und der Interpretation, die jeweils für diese Schrift vorgenommen wurden, haben sich verschiedene Positionen herausgebildet, die wir so zusammenfassen können:

a) Er ist viel älter als die Edda und unterscheidet sich auch im Inhalt beträchtlich von ihr (dies ist mehr oder weniger der Standpunkt der 'Pioniere' der Forschung über die aisl. GT bis hin zu B. M. Ólsen 1884);

b) Er ist zeitgenössisch oder nur wenig später als die Edda entstanden und wurde zudem mit spezifischem Bezug zum Háttatal von Snorri geschrieben (O. Brenner 1888, E. Mogk 1889 und zuletzt auch K. Braunmüller (s. Lit.-Verz.), der jedoch zu einer etwas späteren Datierung neigt als die ersten zwei);

c) Abgesehen von seiner Entstehungszeit — auf jeden Fall nicht vor der Mitte des 13. Jh.s (s. u. § 8.2) — ist er ein rein orthographischer Traktat und hat folglich keinerlei direkten Bezug zur Snorra Edda (F. Jónsson 1886 und 1898; F. D. Raschellà 1982).

Daß zwischen Grammatik (im weitesten Sinn) und Verskunst in der altnordischen Tradition stets eine enge Verbindung bestand — schon infolge der beträchtlichen sprachlichen Gewandtheit, die die komplexe formale Struktur der Skaldendichtung voraussetzte —, ist eine kaum bezweifelbare Tatsache, die schon vor längerer Zeit hervorgehoben wurde (s. F. Jónsson 1920–24 II: 912–13 und 1933: 3–4). Trotzdem mußte die Idee einer tatsächlichen Verknüpfung grammatischer Schriften mit Werken, die sich mit der dichterischen Technik, vor allem der Metrik, befaßten, erst einen entscheidenden Impuls von der Nachahmung eines analogen lateinischen Verfahrens her bekommen (vgl. B. M. Ólsen 1884: XLVII): von hier aus ergibt sich die notwendige Folgerung, daß dies in

Island relativ spät vor sich gegangen sein muß, als nämlich die Kenntnis und das Studium der gelehrten lateinischen Literatur schon fest seine Wurzeln in der isländischen Kultur geschlagen hatte, d. h. vermutlich nicht vor der Mitte des 13. Jahrhunderts.

7. *Die theoretischen Voraussetzungen*

Eine der heikelsten und komplexesten Fragen der Forschung über die aisl. grammatische Literatur ist ohne Zweifel die nach ihrem intellektuellen Hintergrund, besonders ihr Verhältnis zur grammatischen Tradition des europäischen Kontinents. An diesem Problem haben sich Generationen von Gelehrten versucht, meist ohne zu ausreichend genauen und sicheren Ergebnissen gelangt zu sein.

Es gibt keinen Zweifel daran, daß die intellektuelle Grundausbildung der isländischen Gebildeten des Mittelalters im Kern mit der ihrer Kollegen auf dem Kontinent identisch war (man vergesse nicht, daß viele von ihnen, vor allem zu Beginn, ihre Ausbildung im Ausland, überwiegend in England, Frankreich und Deutschland erhalten hatten); daß weiterhin das *curriculum* in den mittelalterlichen Schulen Islands im wesentlichen dem aller anderen Schulen im restlichen Europa entsprach; daß dieselben Bücher im Umlauf waren und man dieselben Autoren las. So liegt der Gedanke nahe, daß die Verfasser der aisl. GT große Teile ihrer Arbeitsmaterialien diesem theoretischen Apparat entnommen haben. Im übrigen verraten ihre eigene Ausdrucksweise und ihr Vokabular unmißverständlich die Art von Wissen, die für das traditionelle mittelalterliche Ausbildungssystem charakteristisch war. Trotzdem stellt sich die Bestimmung von präzisen Bezügen zu dieser oder jener Quelle, zu diesem oder jenem besonderen Autor überwiegend als eine schwer oder gar nicht lösbare Aufgabe dar.

Der objektive Grund für diese Schwierigkeit läßt sich ziemlich leicht aufzeigen. Er setzt sich im wesentlichen aus zwei Faktoren zusammen:

1. die geringe Kenntnis, die wir im ganzen auch heute noch von den grammatischen Lehren des Mittelalters besitzen: ein großer Teil der mittelalterlichen grammatischen Literatur — die die wenigen Spezialisten üblicherweise in der handschriftlichen Form benutzen — wartet noch auf ihre Veröffentlichung (vgl. G. L. Bursill-Hall 1981: 11–12);

2. die Tatsache, daß die Autoren der aisl. GT aus den verschiedensten Quellen, häufig über vielfältige Mediationen, geschöpft haben; dabei entnahmen sie nicht nur das, was sie für ihre Zwecke als nützlich befanden, sondern bewirkten auch eine enge Verschmelzung dieses heterogenen Materials und, wie wir zuvor schon sahen, verarbeiteten es soweit, daß es seine ursprüngliche Beschaffenheit verlor. (Die wenigen Ausnahmen dieser Regel betreffen hauptsächlich den DGT und VGT, bei denen eindeutig vorherrschende Quellen auszumachen und so viel leichter zu bestimmen sind.)

Was den ersten Punkt angeht, bleibt nur zu wünschen, daß die in letzter Zeit erfolgte Wiederaufnahme der Studien auf dem Gebiet der

mittelalterlichen Grammatiktheorie so rasch wie möglich gute Früchte trägt. Um das zweite Hindernis zu überwinden, verfügen wir, wie mir scheint, nicht über adäquate Mittel. So bedauerlich diese Unmöglichkeit eines Eingriffs auch ist, so überrascht sie doch nach allem nicht: sie ist die zwangsläufige Kehrseite jener Haltung geistiger Unabhängigkeit, die die Autoren der GT, wie schon mehrfach hervorgehoben, ihren Vorlagen gegenüber einnahmen.

In diesem Zusammenhang muß ferner unterschieden werden zwischen dem, was sich direkt oder indirekt auf die lateinische grammatische Tradition zurückführen läßt, und dem, was seine Voraussetzungen in einer vorherbestehenden lokalen Tradition haben kann. Die Existenz einheimischer Quellen wurde im einzelnen für einen Abschnitt des DGT (dazu weiter unten) postuliert; diese Frage berührt jedoch sicherlich einen weit größeren Teil der aisl. grammatischen Literatur. Das Erbe einer jahrhundertealten epigraphischen Tradition, die an die Runenschrift gebunden war, und das Vorhandensein einer fruchtbaren dichterischen Aktivität, die sich auf eine archaische und stark formalisierte Versifikation gründete, reichen schon für sich aus, um die Hypothese nahezulegen, daß in Island schon vor der Christianisierung, wenn nicht eine eigene grammatische Schule, so doch wenigstens eine verbreitete Neigung dazu bestand, alles das, was mit dem sprachlichen Ausdruck zusammenhing, in kritischer und bewußter Weise zu betrachten. Eine solche Hypothese gewinnt noch mehr an Gestalt, führt man sich vor Augen, daß ein beträchtlicher Teil der in den GT vorgestellten Aussagen keinerlei Entsprechung in irgendeiner fremden Vorlage besitzt und daß bestimmte in den GT vorkommende Fachausdrücke, für die sich in der lateinischen grammatischen Terminologie keine Äquivalente finden (oder die jedenfalls nicht entsprechenden lateinischen nachgebildet sind), überwiegend im Zusammenhang mit Themen auftauchen, die die Runenschrift betreffen (vgl. F. D. Raschellà 1982: 114–22).

Das bisher Gesagte bezieht sich freilich nur auf die theoretischen und methodologischen Quellen der aisl. GT. Wesentlich anders stellt sich die Situation hinsichtlich des veranschaulichenden Materials dar (vor allem Zitate aus Skaldenstrophen, aber gelegentlich auch von lateinischen klassischen wie auch mittelalterlichen Autoren): sofern die Beispiele nicht *ad hoc* von eben denselben Verfassern der Traktate geschaffen wurden, sind die Quellen normalerweise ausdrücklich angegeben oder lassen sich mühelos erschließen. Wir beabsichtigen hier jedoch nicht, uns näher mit diesem Problem zu befassen, da es über den eigentlich grammatischen Aspekt hinausgeht. Dennoch ist klar, daß Quellen der ersten Art gemeint sind, wenn wir ohne nähere Angabe von 'Quellen' sprechen.

7.1. Der im EGT behandelte Stoff setzt beim Verfasser nicht viel mehr als eine allgemeine Kenntnis der elementarsten Prinzipien der traditionellen lateinischen Grammatik voraus, in besonderer Weise bezüglich der

inneren Struktur des Alphabets und der Buchstabentheorie. Die Gewandtheit, mit der er die Grundbegriffe dieses Bereichs der Grammatik handhabt, beweist indessen ungewöhnliche Vertrautheit mit der Lehre der zwei größten grammatischen Autoritäten des Mittelalters, d. h. Donatus Aelius (zweite Hälfte des 4. Jh.s) und Priscianus Caesariensis (Anfang 6. Jh.). Ob er diese Kenntnis jedoch direkt aus der Lektüre ihrer Werke oder — wahrscheinlicher — über ihre späteren Kommentatoren bezog, läßt sich nicht mit Sicherheit festlegen, sind doch die Hinweise vage und subjektiv verarbeitet.

Nur in einem Fall ist eine ziemlich deutliche Entsprechung feststellbar, die eine Verbindung zu einer definierten lateinischen Quelle erlaubt: es handelt sich um die Stelle, in der eine Etymologie von lat. *titulus* (von dem das aisl. *titull* '(Buch)Titel', 'Überschrift' und auch 'Abkürzungszeichen' abgeleitet ist) vorgelegt wird. Diese Etymologie, nach der das lateinische Wort von *Titan*, einer mythologischen Bezeichnung für Sonne, abstammen soll, kehrt — unter allen uns bekannten gelehrten Schriften der Antike und des Mittelalters — nur im Kommentar von Remigius von Auxerre zur *Ars minor* des Donat wieder (vgl. A. Holtsmark 1936: 78ff.)[27]). Daraus kann man ableiten, daß zumindest dieses Werk, wenn auch vielleicht nur in indirekter und fragmentarischer Form, zur Bildungslektüre des Autors des EGT gehört hat.

Andere Male stößt man auf Aussagen — wie beispielsweise in bezug auf den hebräischen Ursprung des Buchstabens 'z' —, die in keiner uns bekannten grammatischen Schrift eine Entsprechung aufweisen. Da liegt der Gedanke nahe, daß der Verfasser des Traktats einen Teil seiner Informationen nicht aus 'offiziellen' Texten entnommen hat, sondern etwa aus Glossensammlungen oder sogar Aufzeichnungen für den persönlichen Gebrauch von Gelehrten und Schullehrern (vgl. F. Albano Leoni 1975: 22–23 und 1977: 74–75).

Schließlich muß gesagt werden, daß man — auf der Grundlage anderer Einzelindizien — eine bevorzugte Verbindung des EGT zur französischen Schule hat unterstellen wollen, und zwar in erster Linie zu Petrus Helias, einem ausgezeichneten Grammatiker, der um die Mitte des 12. Jahrhunderts in Paris tätig war (A. Holtsmark 1936 passim, bes. Kap. VI). Dieser Stellungnahme gegenüber — für sich allein nicht unhaltbar, da Frankreich im Spätmittelalter das bedeutendste Zentrum der Verbreitung der lateinischen Kultur war, wenn sie sich auch nur mit einer relativ späten Datierung des Traktats (s. u., § 8.1) vereinbaren läßt — ist folgendes einzuwenden: Trotz des beachtlichen Beitrags, den Petrus Helias für eine radikale Erneuerung der grammatischen Studien auf philosophischer Basis leistete, tat er doch nichts anderes als gewisse Begriffe und Theorien, die sich schon in einer sozusagen 'primitiveren' Art und Weise bei Priscian und anderen traditionellen lateinischen Grammatikern formuliert fanden,

[27]) Man vergleiche jedoch hierzu A. Ahlqvist 1980: 207–08.

zu vervollkommnen; festzuhalten ist jedenfalls, daß dem EGT alles fremd ist, was bei Petrus Helias als neues Element gegenüber der Lehre von Priscian gelten kann.

Mehr oder weniger deutliche Berührungspunkte wären ferner mit anderen spätlateinischen und mittelalterlichen Autoren festzustellen, vor allem mit Isidor von Sevilla (vgl. H. Benediktsson 1972b: 77 u. 192). Aber auch hier geht es um so unbestimmte Begriffe mit so offener Verwendung (wie dem der 'distinktiven Opposition'), daß die direkte Kenntnis solcher Autoren nicht zwingend angenommen werden kann.

Das bisher Gesagte bestätigt die Tatsache, daß sich der EGT, so fest er auch in der europäischen grammatischen Tradition verankert ist, doch mit seiner insgesamt atypischen theoretischen Verarbeitung beträchtlich von dieser entfernt ist. Daraus folgt, daß ein direkter Vergleich mit den lateinischen Quellen — schon an sich ein mühsames Verfahren — nur bei einer begrenzten Zahl von Fällen möglich ist; diese finden sich zudem dort konzentriert, wo die Ansprüche an eine Erneuerung von geringem Ausmaß und — alles in allem — von sekundärer Bedeutung sind[28]).

7.2. Wenn sich beim EGT die Verbindung zur lateinischen grammatischen Tradition — obwohl ein unwiderlegbares Faktum — häufig einer genauen Verifikation entzieht, so scheint genau dies für den ZGT bisweilen sogar fraglich. Neben einer originellen Behandlung des sprachlichen Materials zeichnet sich der ZGT eben auch durch eine eigentümliche Art der Darlegung seines Gegenstandes aus, zu der es in keiner zeitgenössischen oder vorhergehenden grammatischen Schrift Parallelen gibt. Dies gilt besonders für den mittleren Abschnitt des Traktats, in dem der Autor die grundlegenden Punkte seiner orthographischen Theorie entwickelt; aber auch in den Anfangs- und Schlußteilen, die Spuren eines traditionelleren Wissens aufweisen, ist die Darstellung so eigentümlich, daß die Bestimmung spezifischer Quellen äußerst schwierig ist.

[28]) Bemerkenswerte Übereinstimmungen sind auch zwischen dem EGT und einigen altirischen grammatischen Schriften hervorgehoben worden (A. Ahlqvist 1980: 207–09); sie berechtigen zu der Annahme, daß zwischen den zwei grammatischen Traditionen ein direkter und nicht zufälliger Kontakt bestanden haben könnte. Eine sorgfältige und gründliche Untersuchung dieser möglichen Verbindung — die eine gemeinsame Arbeit von nordischen und keltischen Philologen voraussetzen würde — könnte zu Ergebnissen von beträchtlichem und bis heute unerwartetem Interesse führen.

Generell läßt sich die Behauptung aufstellen, daß die Probleme, mit denen der Autor des EGT kämpft, grundsätzlich dieselben sind, mit denen sich zu jeder Zeit diejenigen auseinanderzusetzen hatten, die eine Erneuerung oder Anpassung eines Alphabets anstrebten. So erstaunt nicht, daß man auf Analogien zwischen dem EGT und ähnlichen Werken auch in viel späteren Epochen stößt. Man kann beispielsweise bemerken — um im nordeuropäischen Kulturkreis zu bleiben —, daß das Problem der Vokalquantität (von ihrer schriftlichen Darstellung abgesehen) von den finnischen Grammatikern des 18. und 19. Jahrhunderts mit einer Methode behandelt wurde, die wesentlich mit der im EGT angewandten identisch war (vgl. U. Groenke [1981]).

Der Traktat wird eröffnet mit Betrachtungen zu den verschiedenen Typen von Lauten und Geräuschen, die in der Natur vorkommen; sie spiegeln eine im ganzen gesehen traditionelle Praxis wieder, wie sie sich bereits bei den ältesten lateinischen Grammatikern findet. Wegen der Genauigkeit der Klassifizierung und der treffenden Bezeichnung jedes Lauttypus ist jedoch dieser Teil des ZGT mit keiner traditionellen lateinischen Grammatikschrift direkt zu vergleichen. Vielmehr scheint er jener Art von Bildung verhaftet zu sein, die sich auf die 'Neuentdeckung' der aristotelischen Lehre hin im späten 12. und 13. Jahrhundert im gesamten abendländischen Europa ausbreitete und u. a. die Grundlagen zur sog. spekulativen Grammatik abwarf. Wesentliche Berührungspunkte ergeben sich vor allem mit den einleitenden Kapiteln einiger Schriften der Logik und Dialektik, die genau aus dieser Periode stammen, wie etwa der *Summulae logicales* von Petrus Hispanus und der *Summulae dialectices* von Roger Bacon (vgl. F. D. Raschellà 1982: 108–09). Jedoch gehen diese Übereinstimmungen nicht weit über die allgemeine Struktur der zur Diskussion stehenden Werke hinaus und liefern so keine ausreichenden Beweise dafür, daß der Verfasser des ZGT diese Schriften tatsächlich kannte, und erst recht nicht, daß er sie als Quellen für seine einführenden Bemerkungen zur Lautunterscheidung benutzt hat. Mit Sicherheit können wir nur behaupten, daß der ZGT und die obengenannten Texte ein und dieselbe Tradition vertreten.

Was die Klassifizierung und Beschreibung der Buchstaben angeht — das Thema des zweiten Teils des Traktats —, läßt uns nichts eine direkte Verbindung mit traditionellen Werken der lateinischen Grammatik zwingend annehmen. Im Gegenteil kann man mit großer Wahrscheinlichkeit alles das, was nicht echtes Produkt der persönlichen Reflexionen des Autors zu sein scheint, für Entlehnungen aus einem vorangegangenen Stadium der grammatischen Tradition in Island halten, die uns leider nur über das — wertvolle, aber beschränkte — Zeugnis des EGT bekannt ist. In speziell zwei Punkten ist die Verbindung mit dem EGT so eng, daß eine direkte Abhängigkeit vom letzteren kaum zu verkennen ist:

1. in der Hervorhebung der distinktiven Funktion der Vokalquantität (mit darauffolgender Empfehlung, die langen Vokale mit einem kleinen Strich darüber zu kennzeichnen) und

2. im Ratschlag, die geminierten Konsonanten lieber mit Kapitälchen als mit Doppelminuskeln wiederzugeben. Andere bezeichnende Punkte des Mittelteils des ZGT haben keine Entsprechungen in der übrigen aisl. grammatischen Literatur, ebensowenig in irgendeiner bisher bekannten anderen orthographischen Theorie.

Der letzte Abschnitt des ZGT stützt sich auf einen kuriosen Vergleich, aufgrund dessen die Weise der Lautbildung in der Sprache mit dem Mechanismus eines Musikinstruments verglichen wird, der sog. *symphonie* (einer Art von Radleier). Die Verwendung von musikalischen Bildern und Begriffen, um gewisse Spracherscheinungen wirkungsvoller zu erläutern, war eine ziemlich verankerte, wenn auch nicht sehr verbreitete

Praxis in der klassischen und mittelalterlichen Grammatiktradition; ein so scharfer und ausführlich geschilderter Vergleich wie der im ZGT findet sich allerdings sonst nirgends.

Die erklärenden Abbildungen selbst, die sich an den Text des Traktats anschließen, stellen eine besondere Eigentümlichkeit dar. Wie bekannt hatten die Grammatiker der Antike und des Mittelalters nicht die Gewohnheit, Illustrationen zu benutzen, um ihre eigenen Theorien zu veranschaulichen. Dies war eher ein Charakteristikum technischer und naturwissenschaftlicher Schriften; man findet sie — um ein Gebiet zu nennen, mit dem der Autor des ZGT, so scheint es, in gewissem Rahmen vertraut gewesen sein muß — auch in musikalischen Handschriften, besonders denen, die sich mit dem Instrumentenbau befassen. So kann man annehmen, daß der Verfasser des ZGT aufgrund seiner Vertrautheit mit den musikalischen Disziplinen auf die Idee kam, das eigene Werk mit Schaubildern zu versehen.

Ein weiterer wichtiger Faktor, der die Originalität des ZGT in vollem Ausmaß unterstreicht, besteht in einer gewissen Anzahl von Fachausdrücken, die man in den anderen GT nicht findet oder die dort nur gelegentlich auftauchen und für die sich keine Vorlage ausmachen läßt. Eine komparative Analyse der Terminologie der vier GT ermöglicht die Vermutung, daß solche Termini zu einer alten einheimischen grammatischen Tradition noch vor der Christianisierung und der darauffolgenden Aufnahme des lateinischen Alphabets — anders ausgedrückt, zur Runentradition — gehört haben (vgl. F. D. Raschellà 1982: 114–22).

7.3. Der Nebel der Ungewißheit, der über den Quellen des EGT und des ZGT liegt, beginnt sich aufzulösen, wenn man dazu übergeht, im theoretischen Hintergrund der anderen zwei GT zu forschen. Diese zeigen insgesamt eine stärkere Nähe zum traditionellen lateinischen Modell, nicht nur was die sprachtheoretischen Grundlagen angeht, sondern auch in Aspekten oberflächlicherer Art, wie z.B. in der technischen Terminologie, die zum größten Teil der lateinischen nachgebildet ist (wenn nicht direkt aus ihr in der ursprünglichen Form übernommen). Somit stellt sich die Untersuchung der Quellen als viel müheloser und sicherer als für die zwei ersten Traktate heraus, auch wenn nicht wenige Zweifel und Ratlosigkeit — zumindest vorläufig — bestehen bleiben.

Der erste Teil des DGT, in dem es um die Buchstaben, die Silben und die Redeteile geht, hat seine wesentliche Grundlage in den ersten zwei Büchern der *Institutiones grammaticae* des Priscian, in die von Zeit zu Zeit direktere Verweise auf die *Ars minor* des Donat eingeschoben sind. Ausnahmen davon bilden der einleitende Abschnitt, der eine Klassifizierung der Naturlaute enthält — und zwar völlig analog zu der, die sich zu Beginn des ZGT findet — sowie die zwei Abschnitte, in denen es um das Runenalphabet und sein Verhältnis zum lateinischen geht (die dennoch in der Anordnung des Materials und in der deskriptiven Methode weiter auf die Priscianische Vorlage zurückgehen; vgl. B. M. Ólsen 1883: 68 u. 71). Der zweite Teil, der die Manipulation der sprachlichen Form in der dichterischen Komposition zum Gegenstand hat, ist hingegen eine Verarbeitung und Adaptation des dritten Buches der *Ars grammatica* (*Ars maior*) des Donat. Beide Grammatiker werden im Lauf des Traktats wiederholt erwähnt; aus den häufigen Abweichungen von ihren Schriften wird jedoch klar, daß sich der Autor des Traktats ihrer Werke nicht direkt bedient hat, wohl aber spätere Kommentare benutzte, die zahlreiche Interpolationen und zusätzliche Betrachtungen aufweisen. Bemerkenswerte Übereinstimmungen sind sowohl mit — meist anonymen — grammatischen Schriften von vor dem 12. Jahrhundert hervorgehoben worden als auch mit Werken berühmter Grammatiker aus späterer Zeit, wie Petrus Helias und Alexander von Villedieu (vgl. B. M. Ólsen 1884: XXXVIII–XXXIX). Das bedeutet natürlich nicht, daß der Verfasser des DGT all diese — besonders die späteren — Autoren gekannt hat, mit denen er die deutlichsten Berührungspunkte aufweist; es scheint vielmehr anzuzeigen, daß man von beiden Seiten her auf ältere gemeinsame Quellen zurückgriff[29]).

Zu den Quellen des einleitenden Abschnitts des ersten Teils ist bis heute kein spezifischer Hinweis geliefert worden. Wie oben bereits gesagt, weist dieser Abschnitt eine auffallende Affinität zu dem einführenden Teil des ZGT auf, von dem er sich vor allem durch eine größere Reichhaltigkeit an Einzelheiten und Differenzierungen unterscheidet. Es ist gut möglich, daß er das Produkt einer persönlichen Verarbeitung des Autors darstellt, die auf der Grundlage verschiedenartiger Lektüre beruht. Auf jeden Fall können wir auch hier — wie und mehr noch als im ZGT — nicht umhin, eine enge Verbindung zu den allgemeinen Beobachtungen über den Laut und die Stimme festzustellen, die sich in den verschiedenen logischen Summulae aus der Mitte des 13. Jahrhunderts finden: besonders da, wo es um die Stimme und ihre verschiedenen Arten geht, ist die Übereinstimmung zwischen dem Text des DGT und den obenerwähnten Schriften von Petrus Hispanus bzw. Roger Bacon fast wörtlich. Selbstverständlich muß man auch in diesem Fall nicht zwingend an eine direkte Abhängigkeit von diesen Autoren denken, sondern eher an das Vorhandensein gemeinsamer Quellen.

Die Frage nach den Quellen der zwei Runenabschnitte ist verknüpft mit einem alten Disput um die Verwendung des Runenalphabets bei der Abfassung der ersten isländischen Handschriften in Vulgärsprache (s.o., § 1). B. M. Ólsen (1883: 44–80 und dann wiederum 1884: XXIII–XXV)

[29]) In diesem Zusammenhang sei auch daran erinnert, daß aufgrund gewisser Analogien des DGT mit der lateinischen Grammatik des angelsächsischen Mönchs Ælfric B. M. Ólsen (ebd.) die Hypothese aufstellte, daß sich die zwei Werke teilweise auf gemeinsame Quellen stützen könnten und daß die letzteren aus dem englischen Raum stammten.

hatte zu beweisen versucht, daß die zwei in Frage kommenden Abschnitte in Wirklichkeit das Überbleibsel eines viel älteren Traktats über die Runen darstellten, in das der Verfasser des DGT Beobachtungen eingeschoben hatte, die aus lateinischen grammatischen Schriften der priscianischen Tradition entnommen waren, sowie andere Informationen über die Runenschrift, die er persönlich in Dänemark am Hof König Waldemars II. gesammelt hatte. Dieser Traktat sei, so Ólsen, von Þóroddr Gamlason rúnameistari (ca. 1100) verfaßt worden, der sich mit diesem die Aufgabe gestellt hatte, das ursprüngliche altnordische Futhark nach dem Vorbild des lateinischen Alphabets umzuändern, damit es bei der Abfassung von Handschriften müheloser verwendet werden könne. Ólsen stützte diese seine Überzeugung auf eine angenommene direkte Verbindung zwischen einem Passus des Prologs — in dem eben auf ein „erstes Schriftsystem" (*fyrsti letrsháttr*) Bezug genommen wird, das vom o. g. Þóroddr zusammen mit Ari Þorgilsson inn fróði erarbeitet worden sei — und jenem Teil des DGT, von dem der fragliche Passus ursprünglich eine Art von Einleitung gebildet habe. Ólsens Interpretation wurde, wie erwähnt (§ 6.5), sofort heftig kritisiert. Im besonderen wandte F. Jónsson (1920–24 II: 922 und 1927: 15–16) ein, daß Þóroddr, der uns von den literarischen Quellen her (*Jóns saga helga*) als tüchtiger Kunsthandwerker und Liebhaber der lateinischen Sprache bekannt ist, im Prolog nicht als Autor eines Traktats über die Runen erwähnt wird, wohl aber als Reformator des isländischen Runenalphabets; von da aus war also nur der Schluß zulässig, daß dieses Alphabet, dessen Analogien und Unterschiede zum lateinischen Alphabet der Autor des DGT hervorzuheben bestrebt ist, wohl in irgendeiner Weise mit dem Namen dieses Þóroddr verknüpft war, aber nicht zwingend in dem Sinne, daß dieser Spuren seiner Bearbeitung in einer Schrift hinterlassen hatte, viel weniger noch mit den von Ólsen vermuteten Zielen. Vielmehr — so fuhr F. Jónsson fort — sei es viel wahrscheinlicher, daß das deutliche Interesse des Verfassers des DGT für die Runenschrift hauptsächlich aus dessen langem Kontakt mit der dänischen Umgebung erwachsen sei, wo die Runen sich noch im 13. Jahrhundert eines weitaus größeren Ansehens erfreuten als in Island.

7.4. Die Quellen, aus denen der VGT schöpft, gehen auf eine fortgeschrittnere Phase des mittelalterlichen Schulwissens zurück. Dieser stützt sich im wesentlichen auf zwei in Versen abgefaßte grammatische Lehrwerke, die beide um 1200 entstanden und gerade aufgrund dieses ihres einzigartigen Merkmals, das das Auswendiglernen erleichterte, in allen europäischen Schulen bis weit ins 16. Jahrhundert recht populär waren: das *Doctrinale* des Alexander von Villedieu und der *Graecismus* von Eberhard von Béthune. Von diesen hat der Verfasser des VGT das erste (genau: den letzten Abschnitt des Kap. XII)[30]) als Hauptvorlage gewählt; dies wird u. a. dadurch bewiesen, daß die Anordnung des dargestellten Materials — mit einer einzigen Abweichung — in beiden Schriften dieselbe ist. Aus dem Graecismus hingegen (nämlich aus dem Anfangskapitel, wo es um die *figurae schematis* geht)[31]) scheint der Verfasser lediglich einige im Doctrinale nicht berücksichtigte Figuren entnommen zu haben (s. die Auflistung in B. M. Ólsen 1884: XLII Anm. 4, der noch *cosmographia* beizufügen ist)[32]). Dieser gibt sich jedoch nicht damit zufrieden, die lakonischen Definitionen, die in seinen Vorlagen für jede rhetorische Figur geliefert werden, schlechthin zu wiederholen; er bemüht sich hingegen, für jeden behandelten Fall mehr oder weniger zahlreiche persönliche Bemerkungen, vor allem als Kommentar zu den veranschaulichenden Beispielen, hinzuzufügen. Weiterhin geht aus dem Zusammenhang des Traktats klar hervor, daß seine Kenntnisse der Rhetorik weit über die zwei als spezifische Anhaltspunkte gewählten Werke hinausgingen. So verweist er beispielsweise bei der „exflexigesis" (Verstümmelung des gr. *epexégēsis*) auf eine „bók Boetii", worunter offensichtlich der Kommentar des Severinus Boethius zu *De interpretatione* (*Perì hermēneías*) von Aristoteles zu verstehen ist (vgl. B. M. Ólsen 1884: 132 Anm.); ferner erwähnt er, als Unterbegriff der *topographia*, den Ausdruck *bethgraphia*, der weder im Doctrinale noch im Graecismus auftaucht und für den Ólsen keine Quellen anzugeben vermochte (ebd., S. 122 Anm.). Schließlich soll nicht vergessen werden, daß der VGT dem DGT untergeordnet ist, an den er sich, wie bereits gesagt, als eine Art Anhang anschließt: so kommt es uns völlig natürlich vor, daß sich der Autor an zwei Stellen explizit auf das Werk bezieht, das seinen Ausgangspunkt bildet.

7.5. Zum Abschluß fügen wir einen kurzen Rückblick auf die Forschung um die lateinischen Quellen der aisl. grammatischen Literatur an.

Schon in der arnamagnæanischen Ausgabe der GT (ESS II, 1852) wagte S. Egilsson einige vorsichtige Vergleiche zwischen dem Text der Traktate und den Schriften einiger spätlateinischer und mittelalterlicher Grammatiker. Es handelte sich jedoch meistens um allgemeine und mehr oder weniger zufällige Hinweise, die sich auf eine recht beschränkte und elementare Kenntnis des zweiten Vergleichsgegenstandes stützten: der Kom-

[30]) Ausg. D. Reichling 1893: 173–78 (V. 2573–2639).

[31]) Ausg. J. Wrobel 1887: 7–8.

[32]) In den Anmerkungen von Ólsen sind die Verweise auf das Doctrinale mit Zitaten aus einem nicht näher bestimmten Kommentar versehen, der sich in einer von ihm benutzten Ausgabe dieses Werks findet. Aus den bibliographischen Hinweisen, die uns derselbe Ólsen (S. LXXII–LXXIII) liefert, läßt sich folgern, daß es sich um das sog. 'Commentum valde utile' handelt, das gegen Ende des 15. Jahrhunderts verfaßt wurde (vgl. D. Reichling 1893: LXIV u. CCLV) und folglich keinerlei Relevanz als mögliche Quelle des VGT besitzen kann. Auch beim Graecismus bedient sich Ólsen einer kommentierten Ausgabe. Es geht hier jedoch leider um eine Publikation *sine anno et loco*; damit sind uns zuverlässige Aussagen um die Legitimität des Vergleichs zwischen dem obengenannten Kommentar und dem Text des VGT unmöglich.

mentator scheint neben Isidor von Sevilla — auf den zum größten Teil Bezug genommen wird — und, viel oberflächlicher, Priscian keine weiteren lateinischen Grammatiker oder sprachlich interessierten Gelehrte zu kennen, außer einigen, insgesamt unbedeutenderen, der Kaiserzeit (Quintilianus, Diomedes, Charisius). Trotzdem ist seine Arbeit beachtlich, wenn man bedenkt, daß er sich solcher Arbeitsinstrumente wie der Gesamtausgabe der lateinischen Grammatiker von H. Keil oder der wertvollen Anthologie lateinischer Grammatikschriften von C. Thurot noch nicht bedienen konnte, die einige Jahre später eine Wende in der Forschungsgeschichte der lateinischen grammatischen Tradition auslösen sollten.

Der erste wesentliche Beitrag — und in vieler Hinsicht heute immer noch der größte — kam von B. M. Ólsen (1884), der sich, wie er selbst erklärte, vor allem das obenerwähnte Werk von Thurot zunutze machte. Die nachfolgenden Kommentatoren haben sich praktisch darauf beschränkt, das, was er entdeckt oder intuitiv erfaßt hatte, zu vervollständigen oder weiterzuentwickeln. So verdanken wir diesem Forscher unser Wissen von der aisl. grammatischen Literatur mehr als jedem anderen.

8. *Entstehungszeit und Verfasserschaft der aisl. GT*

Der einzige der aisl. GT, dessen Autorenname uns überliefert ist, ist der DGT. Er wurde von Óláfr Þórðarson, dem berühmten Skalden und Lieblingsenkel von Snorri Sturluson verfaßt. Dieser grundlegende Anhaltspunkt, ebenso wie die ziemlich detaillierten Angaben, über die wir zum Leben von Óláfr verfügen, ermöglichen es uns, mit hinreichender Genauigkeit auch den Zeitabschnitt festzulegen, in dem diese Schrift wahrscheinlich entstand (s. u., § 8.3). Alle anderen Traktate sind anonym, so daß ihre Entstehungszeit und mögliche Verfasserschaft auf indirektem Wege abgeleitet werden müssen, indem man sich sowohl der Daten aus einer inneren Analyse der Traktate selbst als auch anderer textexterner Informationen bedient.

Wie bereits oben erwähnt (§ 2.1), wird — was die relative Chronologie der aisl. GT betrifft — üblicherweise die Meinung vertreten, daß sich deren zeitliche Aufeinanderfolge genau in ihrer Anordnung innerhalb des Codex Wormianus widerspiegele. Dieser Ansicht haben sich seit den Anfängen der Forschung über die aisl. grammatische Literatur sämtliche Wissenschaftler, wenn auch mit unterschiedlichen Positionen zur absoluten Datierung der einzelnen Traktate, angeschlossen. Einwände gegen das, was nun schon als unbestrittene wissenschaftliche Errungenschaft galt, sind ein völlig neues Faktum. Da sie sich — jedenfalls für den Augenblick — auf die Entstehungszeit des ZGT und sein chronologisches Verhältnis zu den zwei angrenzenden Traktaten beschränken, halten wir es für zweckmäßig, ihre Erörterung auf den diesem Traktat vorbehaltenen Abschnitt (§ 8.2) zurückzustellen.

Der andere Aspekt, der uns in diesem Zusammenhang interessiert, ist die Verfasserschaftsfrage. Die Ermittlung der Autorenidentität der einzelnen Traktate hat vor allem die Neugierde und Phantasie der ersten Forscher beschäftigt. Später setzte sich jedoch mehr und mehr das Bewußtsein durch, daß die Verfügbarkeit dieses Datums ein gänzlich marginaler Faktor war, der auf keinen Fall zu einem größeren Verständnis und einer besseren Beurteilung der Traktate beizutragen vermochte. Da zudem alle in diesem Sinn unternommenen Anstrengungen letztlich nicht über reine Vermutungen hinausliefen, hielt man es für angezeigt, dieses Unterfangen aufzugeben und das Problem als zweitrangig zu betrachten.

8.1. Die einzige explizite Angabe, die uns für die Datierung des EGT zu Hilfe kommt, ist der Hinweis auf die Schriften von Ari Þorgilsson inn fróði — genauer gesagt, auf dessen Werk, das als *Islendingabók* bekannt ist —, der sich im einleitenden Abschnitt des Traktats findet. Da sich die erste Abfassung dieses Werks zwischen 1122 und 1133 datieren läßt (vgl. H. Benediktsson 1972b: 24 Anm. 1, mit Verweis auf J. Jóhannesson 1956: vj–vij), liegt der Schluß nahe, daß der EGT danach (auf jeden Fall nach dem angenommenen Anfangsdatum) verfaßt worden sein muß.

Andere Hinweise, die uns für die zeitliche Einordnung des EGT von Nutzen sind, sind direkt oder indirekt mit der Analyse der im Traktat entfalteten orthographischen Theorie verknüpft; aus ihnen kann man erschließen, in welchem Maße sich die tatsächliche Entstehungszeit des Traktats von dem oben angeführten Anfangstermin entfernt. Unter diesen gehören gewiß jene zu den zuverlässigsten, die aus Nachforschungen zu den Handschriften stammen, in denen die im Traktat niedergelegten Schreibregeln angewandt werden: wenn in einer bestimmten Handschrift orthographische Besonderheiten auftreten, die vom Verfasser des EGT eingeführt zu sein scheinen, so ist ihre Entstehungszeit mit großer Wahrscheinlichkeit nach dem EGT anzusetzen, und umgekehrt läßt sich der EGT vor dieser datieren. Es fällt jedoch nicht schwer, sich vorzustellen, daß dieses Kriterium Unannehmlichkeiten verschiedener Art unterliegt (bei denen wir uns hier nicht aufhalten wollen), die seine Anwendbarkeit in beträchtlichem Maße einschränken[33]). Auf jeden Fall können die Handschriften, die mehr oder weniger auffällige Spuren eines Einflusses durch den EGT aufweisen, nicht weiter als auf das dritte Viertel des 12. Jahrhunderts zurückgeführt werden. Ein anderer wichtiger Hinweis ergibt sich aus der Zusammensetzung des Phoneminventars, das sich auf der Basis der vom Verfasser des Traktats selbst durchgeführten phonologischen Analyse rekonstruieren läßt: man kann mit gutem Recht behaupten, daß es das typische Phonemsystem des Isländischen in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts repräsentiert. Doch auch dieser Hinweis verhilft uns kaum dazu, das Alter des EGT genauer zu bestimmen: gibt er

[33]) Eine ausführliche Darstellung findet sich bei H. Benediktsson 1972b: 26–28.

uns doch nur darüber zuverlässige Auskunft, daß die vom Autor des Traktats benutzte Form des Isländischen — und folglich die in seiner Kindheit erlernte Sprache — zu dieser Zeit gehörte; dies schließt jedoch nicht die Möglichkeit aus, daß er sein Werk in fortgeschrittenem Alter verfaßte, also auch erheblich später als um die Mitte des Jahrhunderts (vgl. H. Benediktsson 1972b: 32).

Fassen wir die Ergebnisse dieser Betrachtungen zusammen, so läßt sich schließlich ein Zeitraum von etwa einem halben Jahrhundert um das Jahr 1150 herum festlegen. Genau dieser Zeitpunkt wird normalerweise von den Wissenschaftlern als die wahrscheinlichste Entstehungszeit des EGT betrachtet, auch wenn es innerhalb der zwei äußeren Grenzen (ca. 1125 und 1175) nicht an radikalen Positionen fehlt.

Was die mögliche Verfasserschaft des EGT angeht, sind bis heute verschiedene Vermutungen angestellt worden, die jedoch sämtlich solider Grundlagen und konkreter Beweise entbehren. Eine Kandidatenliste mit den Namen ihrer Hauptbefürworter findet sich bei H. Benediktsson 1972b: 202. Die Gestalt, die den größten Teil der Zustimmung findet, ist zweifellos Hallr Teitsson (1085–1150)[34]), Urenkel des Ísleifr Gizurarson (des ersten Bischofs von Island), der in enger Freundschaft mit Ari fróði verbunden war. Doch auch seine Kandidatur stützt sich lediglich auf eine Reihe von Betrachtungen, die zwar zum Thema gehören, aber dennoch allein zu einer sicheren Identifikation gewiß nicht ausreichen. Der Hinweis, dem man häufig die größte Beweiskraft zuerkannt hat, stellt sich in Wahrheit als ziemlich banal heraus: von Hallr wird berichtet (*Hungrvaka*, Kap. XVI), daß er ein vielsprachiger Experte war, der überall, wo er sich aufhielt, die Sprache des jeweiligen Ortes wie ein Einheimischer beherrschte. Auch wenn diese sprachliche Kompetenz eine Präferenz nahelegen kann, so reicht sie doch nicht aus, ihn offiziell als ersten Schöpfer einer selbständigen isländischen Orthographie anzuerkennen.

8.2. Die Einführung des Buchstabens 'ð' in die isländische Schrift hat man lange Zeit dem ZGT als besonderes Verdienst zugesprochen (S. Egilsson 1848: 249; ESS II: V u. 44 Anm. 1; B. M. Ólsen 1884: XXIX). Da dieser Buchstabe in isländischen Handschriften mit Sicherheit erst vom dritten Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts an bezeugt ist (vgl. H. Spehr 1929: 25 und H. Benediktsson 1965: 43), hat man daraus gefolgert, daß der Traktat vor dieser Zeit entstanden sein muß, ja vielleicht sogar zu Beginn desselben Jahrhunderts.

Den ersten formellen Einwand gegen diese These hat F. Jónsson (1886: XXIX) erhoben. Er betonte zunächst, daß uns kein präzises Indiz vorliege, das eine solche Zuschreibung rechtfertigen könnte; des weiteren hob er hervor, daß die Art, in der der Autor des Traktats diesen Buchstaben erwähnt, nämlich ohne besonderen Nachdruck unter anderen Buchstaben

[34]) Vorgeschlagen wurde er ursprünglich von B. M. Ólsen (1883: 96) und besonders von M. Olsen (1937: 129–32) unterstützt.

mit ähnlichen Eigenschaften, eher den Gedanken nahelege, daß dieser schon seit einiger Zeit in Gebrauch war. Die Abfassung des Traktats wäre daher zeitlich allenfalls *nach* der obengenannten Periode anzusetzen. Ferner — so fügte F. Jónsson hinzu — spreche die Art des Wissens, das im Traktat, besonders in seinem ersten Teil, zum Ausdruck kommt, eher für eine Datierung um die Mitte des 13. Jahrhunderts (ebd., S. XXX).

Die Anregung von F. Jónsson scheinen die nachfolgenden Kommentatoren nur teilweise aufgegriffen zu haben. Vielmehr wird bis heute bei der Datierung des ZGT der Beginn des zweiten Viertels des 13. Jahrhunderts am häufigsten angegeben (so z.B. bei S. Nordal 1931: 13 und J. de Vries 1964–67 II: 200). Diese zeitliche Einordnung setzt jedoch eine Auffassung voraus, die — wenn auch nur implizite — ursprünglich von O. Brenner (1888: 280) und E. Mogk (1889: 145–49) vorgestellt wurde; sie betrachtet den ZGT als irgendwie mit der Gestalt von Snorri Sturluson verknüpft. Besonders Mogk, der den ZGT als eine Art Einführung in den Kommentar zum Háttatal des Snorri ansah (s. o., § 6.2), vertrat die Meinung, daß zumindest eine erste Fassung von ihm aus der Hand eben desselben Snorri stamme und daß er dann (allerdings nicht der Absicht seines Urhebers entsprechend) im Umkreis seiner Schule ausgearbeitet und vervollständigt worden sei. Nun wissen wir, daß der Háttatal 1222–24 und der dazugehörige Kommentar kurz darauf verfaßt wurde. Da Snorri im Jahre 1241 starb, ließe sich folglich die Entstehung des ZGT ungefähr zwischen diesen zwei Daten fixieren (dem liegt wohlgemerkt die Annahme zugrunde, daß der Traktat noch zu Lebzeiten Snorris fertiggestellt wurde; dazu äußert sich Mogk jedoch nicht).

Erst in den letzten Jahren wurden auf der Grundlage einer gründlicheren Lektüre des ZGT und einer sorgfältigen Betrachtung seiner Beziehungen mit den anderen GT Einwände oder zumindest Vorbehalte gegenüber dieser nun schon traditionellen Datierung erhoben.

F. Albano Leoni (1975, Kap. 3, bes. S. 40–42 u. 64–66) war der erste, der seine Bedenken über die Entstehungszeit des ZGT aussprach. Auf der Basis eines ausführlichen Vergleichs zwischen ZGT und EGT, in dem die technische Terminologie und die Abschnitte, die sich mit den 'speziellen' Konsonanten beschäftigen (d. h. jenen Konsonanten, für deren Anwendung in beiden Traktaten Einschränkungen gemacht werden), besondere Relevanz erhalten, gelangt Albano Leoni zu dem Schluß, daß die zwei Traktate auf parallele und gleich alte grammatische Traditionen zurückgreifen: auf eine einheimische, relativ 'primitive', die im mittleren Abschnitt des ZGT dargestellt ist, und auf eine andere, von ausländischer (d. h. lateinischer) Herkunft, die sich im EGT widerspiegelt; die letztere fügt sich — nicht ohne Widersprüche — in die erstere ein, wobei sie diese mit neuen theoretischen Implikationen überhäuft. Wenn auch des weiteren zugegeben wird, daß „zumindest bei unserem aktuellen Wissensstand jeglicher Versuch fehlschlagen würde, eine relative Chronologie der zwei Traktate festzulegen" (S. 42; eigene Übersetzung), was „gleichzeitig

bedeutet, auch die vermutete spätere Entstehungszeit des zweiten Traktats in Zweifel zu ziehen" (ebd.), so zögert Albano Leoni doch nicht zu erklären, daß „der zweite Traktat den Eindruck höheren Alters vermittelt" (S. 40). Bis hierher erscheinen seine Gedankengänge, wenigstens auf formaler Ebene, noch zulässig. Tatsache ist jedoch, daß er seine Analyse vorantreibt, ohne die gesamte phonologische Situation, auf der die orthographische Theorie des ZGT basiert, zu überprüfen. Zudem setzt er die Gültigkeit der Rekonstruktion des Originaltextes, so wie sie in der Ausgabe von F. Jónsson vorgenommen wurde, als gesichert voraus. Der schwerste Vorwurf, der sich m. E. gegen Albano Leoni erheben läßt, ergibt sich jedoch aus folgendem: nachdem er vom Inhalt des zentralen Abschnitts im ZGT — d. h. des gemeinsamen Teils der uns erhaltenen zwei Fassungen — Kenntnis genommen hat, beschränkt er seinen Vergleich der zwei Traktate auf jene Stellen des ZGT, die sich nur in der W-Version finden und — abgesehen von ihrer tatsächlichen Herkunft — offensichtlich eine Interpolation zum Originaltext darstellen (vgl. oben, § 2.2). Demnach besitzen viele der Schlußfolgerungen, die Albano Leoni aus dieser Gegenüberstellung zieht, höchstens Gültigkeit in Hinsicht auf die genetische Beziehung zwischen dem EGT und der W-Version des ZGT, aber gewiß nicht für das Verhältnis der zwei Traktate in ihrer vollständigen und ursprünglichen Form untereinander.

Zu grundlegend anderen Ergebnissen gelangt F. D. Raschellà (1982) im Kommentar zu seiner kritischen Ausgabe des ZGT. Hier führt die Analyse der graphematisch-phonematischen Verhältnisse, die sich aus dem im Traktat dargestellten orthographischen System ergeben, zur Annahme, daß er in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts verfaßt wurde. Dies sich aus einer linguistischen Analyse ergebende Resultat scheint weiter durch die Tatsache bestätigt, daß der Autor des Traktats einige für die obengenannte Periode typische orthographische Gebräuche übernimmt, sowie von den theoretischen Kenntnissen, die sich im einleitenden Teil des Traktats herauslesen lassen: diese erlauben es nämlich — zwar eher vage, aber dennoch recht signifikante — Verbindungen zu einigen gelehrten Schriften herzustellen, die genau um oder kurz nach der Mitte des 13. Jahrhunderts verfaßt wurden (vgl. § 7.2). Raschellà (S. 130) schlägt also als wahrscheinlichste Entstehungszeit des ZGT die Spanne zwischen 1270 und 1300 vor. Diese Schlußfolgerung zieht deutlich eine Konsequenz für das zeitliche Verhältnis zwischen ZGT und DGT nach sich. Da nämlich, wie wir bald sehen werden, der DGT unbedingt vor 1259 (dem Todesjahr seines Verfassers) geschrieben sein muß, heißt das — angenommen, Raschellàs Datierung trifft ins Schwarze —, daß der ZGT jünger ist als der DGT. Ein sorgfältiger Vergleich einiger Abschnitte der zwei Traktate scheint diesen Sachverhalt in der Tat zu bestätigen. Da hier eine ausführlichere Diskussion dieses Themas nicht möglich ist, sei direkt auf die spezifische Behandlung in F. D. Raschellà 1982 (bes. S. 126–132) verwiesen.

Den einzigen konkreten Versuch, den Verfasser des ZGT zu benennen, hat E. Mogk (1889: 145–49) unternommen. Wie schon gesagt, schrieb er zumindest einen ersten Entwurf des Traktats dem Snorri Sturluson selbst zu. Die These von Mogk wurde von F. Jónsson (1898: 327–28) mit Entschiedenheit zurückgewiesen; während er die Unhaltbarkeit von Mogks Argumentation hervorhob, beobachtete F. Jónsson unter anderem, daß eine so angelegte Interpretation geradezu darauf hinauslief, viele Teile des Traktats — paradoxerweise die originellsten und bedeutsamsten — als nachträgliche Interpolationen anzusehen.

Andere Wissenschaftler, die sich mit dem ZGT beschäftigt haben, beschränkten sich einfach darauf, seine Anonymität festzustellen oder setzten sich nur vage und indirekt mit dem Problem auseinander. Was die intellektuelle Bildung des Autors betrifft, stimmte man allgemein darin überein, daß es sich um einen Mann von geistlicher Kultur handelte. Doch die Zuerkennung dieser Eigenschaft (die man zudem auch auf die Verfasser der anderen drei GT ausdehnen kann) führt bei seiner Identifizierung nicht nur keinen einzigen Schritt weiter, sondern ist darüber hinaus mehr als offensichtlich: fast ausnahmslos wurde jeder gebildete Isländer des Mittelalters in einer Kathedral- oder Klosterschule erzogen — unabhängig davon, ob er sich später für die Ablegung des Ordensgelübdes entschied. So wahrscheinlich die Annahme, daß es sich um einen Geistlichen handelte, auch ist, so stellt sie sich doch als nicht unbedingt notwendig heraus.

Die gesamte Frage nach dem Autor des ZGT wurde schließlich, im Licht der von ihm vorgeschlagenen neuen Datierung, von F. D. Raschellà (1982: 132–36) wieder aufgegriffen. Ohne den Anspruch zu erheben, zu definitiven Ergebnissen zu gelangen, nennt er als mögliche Verfasser des Traktats einige Persönlichkeiten, die als Schullehrer oder -direktoren in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts tätig waren. Unter diesen tauchen die Namen von Árni Þorláksson (Bischof von Skálaholt von 1269–1298), von Óblauðr Hallvarðsson (einem der Lehrer von Laurentius Kálfsson, späterer Bischof von Hólar) und von Laurentius Kálfsson selbst auf.

8.3. Die Zuschreibung des DGT dem Óláfr Þórðarson, dem genannten *hvítaskáld* 'der weiße Skald' (ca. 1212–1259), stützt sich auf ausreichend sichere Grundlagen. Als Verfasser des Traktats wird er in der Hs. AM. 748 I, 4to erwähnt, dem Hauptzeugen also, in dem uns dieses Werk überliefert ist (s. § 2.2); auf seine angesehene Lehre wird ferner bei ein paar Gelegenheiten im VGT explizit Bezug genommen; schließlich finden sich im Traktat einige Anmerkungen autobiographischen Charakters, die sich gut in das bekannte Bild vom Leben des Óláfr einfügen und so die aus den obenerwähnten Daten entnommenen Beweise bestätigen helfen[35]).

[35]) Weitere Auskünfte dazu finden sich in ESS II: 62–63 Anm. 1.

Über die Lebensumstände des Óláfr besitzen wir recht detaillierte, wenn auch fragmentarische Informationen. Bei diesem Aspekt haben sich eingehend B. M. Ólsen (1884: XXXII–XXXVII) und F. Jónsson (1927: 1–9) aufgehalten, und so scheint an dieser Stelle eine ausführliche Wiederholung nicht notwendig. Es soll lediglich daran erinnert werden, daß Óláfr wohl ein besonders schwieriges und unruhiges Leben führte, das von seiner Zugehörigkeit zu einer Familie bestimmt war (derselben, der auch Snorri Sturluson, Óláfrs Onkel väterlicherseits, angehörte), die eine Hauptrolle in den stürmischen politischen Ereignissen spielte, welche Island im Laufe des 13. Jahrhunderts erschütterten und schließlich zum Verlust seiner Unabhängigkeit führten. Die Wechselfälle der Streitigkeiten zwischen den gegnerischen politischen Faktionen (Anhänger des norwegischen Königs einerseits und Befürworter des Freistaats andererseits) zwangen ihn, einige Jahre fern seiner Heimat zu verbringen. In dieser Zeit kam er in Berührung mit einigen der einflußreichsten Persönlichkeiten seiner Zeit: er war zunächst in Norwegen bei dem Jarl Skúli Bárðarson und dem König Hákon Hákonarson; dann vermutlich auch in Schweden beim König Erik Eriksson; und endlich in Dänemark am Hof des Königs Waldemar II. Vor allem aus seinem Umgang mit letzterem zog Óláfr — wie es auch aus der besonderen Erwähnung hervorgeht, die er dem dänischen König in seinem Traktat vorbehält — großen Nutzen. Bei seiner Rückkehr nach Island, vermutlich zwischen 1242 und 1245 (auf jeden Fall nicht nach 1248), stand Óláfr einer dramatischen Situation gegenüber: die unheilvollen Ereignisse des Bürgerkriegs hatten in seiner eigenen Familie Rivalität und Zwietracht gesät und die ihm liebsten Gefühlsbande zerstört. Dies verwirrte ihn zutiefst und veranlaßte eine radikale Änderung seines Lebensstils. Als ehemals energischer und unternehmender Mann begann er, sich mehr und mehr in sich selbst zurückzuziehen und suchte Trost für die durchgemachten Enttäuschungen und bitteren Erfahrungen im Studium und in der Reflexion. Uns ist bekannt, daß er gerade in diesen Jahren eine Schule für zukünftige Geistliche leitete (er selbst hatte die Weihe zum Subdiakon erhalten), und zwar in Stafaholt im Borgarfjord. Die Abfassung seines grammatischen Traktats läßt sich also mit Sicherheit in Zusammenhang mit dieser seiner neuen Aktivität bringen.

Einige Zeit lebte Óláfr in Uneinigkeit mit König Hákon von Norwegen, der die Ermordung seines geliebten Onkels Snorri befohlen hatte. Von diesem Groll scheint er sich auch in einigen Versen erleichtert zu haben, die er unter den veranschaulichenden Beispielen in seinem Traktat anführt: es handelt sich um eine Schmähstrophe, die Snorri im Auftrag des obenerwähnten Jarls Skúli gegen den Ratgeber des Königs Hákon, Gautr Jónsson von Melr, und indirekt gegen den König selbst gedichtet hatte. Dieses Detail erlangt insofern Bedeutung, als es uns zu einer genaueren Datierung des Traktats verhilft. Da sich nämlich Óláfr im Jahre 1252 anscheinend mit König Hákon und seinen isländischen Anhängern ausgesöhnt hatte, ist es unwahrscheinlich, daß er die obengenannte Strophe nach diesem Datum in seinen Traktat aufnahm (vgl. B. M. Ólsen 1884: XXXVI–XXXVII). Als Entstehungszeit des DGT können wir demnach mit hinreichender Zuverlässigkeit die Zeit von 1242/45 bis 1252 ansehen.

8.4. Die Datierung des VGT beruht überwiegend auf Hinweisen historischen Charakters, die indirekt dem Traktat selbst entnommen werden können.

Die zuverlässigste Angabe zur Bestimmung des *terminus post quem* findet sich in einer Strophe (Cod. Worm., S. 112: 9–11), in der auf den Brand angespielt wird, der im Jahre 1309 — als König Hákon háleggr auf dem norwegischen Thron saß — die Kirche von Skálaholt zerstörte. Der Gebrauch des Präteritums in dem Hinweis auf diesen letzteren Vorfall könnte vielmehr den Gedanken nahelegen, daß die Herrschaft von Hákon (1299–1319) schon vergangen war, als die Strophe entstand, und daß demnach auch der Traktat nach 1319 geschrieben wurde. Zu demselben Ergebnis scheint auch eine andere Strophe zu führen (Cod. Worm., S. 116: 11–12), in der in zeitlicher Reihenfolge vier norwegische Könige aufgezählt werden; der letzte ist eben derselbe Hákon háleggr.

Ungewisser erscheint die Festlegung des *terminus ante quem*, den man gewöhnlich — mehr oder weniger explizit — mit der Entstehungszeit des Codex Wormianus selbst (s. § 2.1) zusammenfallen läßt. Gewisse formale Übereinstimmungen zwischen dem Text des DGT und anderen Teilen desselben Codex — hauptsächlich mit dem Prolog zu den GT — haben sogar den Schluß nahegelegt, daß der Traktat dem Verfasser des Codex Wormianus selbst zuzuschreiben sei, der auch die anderen Traktate zusammengestellt und überarbeitet, den Prolog verfaßt und alles zusammen in das Korpus der Snorra Edda eingefügt habe (ESS II: IV; vgl. S. Nordal 1931: 16).

Nur B. M. Ólsen — der in der Einführung zu seiner Edition des Traktats (1884: XLIII) im wesentlichen die schon von S. Egilsson (1848: 250; vgl. ESS II: 191–92 Anm. 1) festgelegten Kriterien zur Datierung bestätigte — war in der Lage, einen genauer definierten Vorschlag zu machen, indem er den späteren Termin bis 1340 zurücksetzte. In einem Nachtrag zur Einleitung (S. LXXV–LXXVI) erklärt Ólsen — womit er teilweise seine vorherige Position korrigiert —, daß sich einige im Traktat enthaltenen Verse (Cod. Worm., S. 112: 12–14), deren genaue Bedeutung ihm zunächst entgangen war, auf die politische Situation in Dänemark während der sog. Zwischenregierungszeit (1332–1340) beziehen; er schließt daraus, daß der Traktat nicht vor diesem Zeitraum verfaßt worden sein kann. Wenn dann mit Wahrscheinlichkeit angenommen werden kann, daß die Verse zur selben Zeit wie der Traktat entstanden und von demselben Autor stammen, so läßt sich der Traktat auch nicht später als 1340 datieren. Tatsächlich nimmt Ólsen an, daß der VGT eben gegen Ende der genannten Periode geschrieben wurde.

Anderer Ansicht sind wohl F. Jónsson (1920–24 II: 925) und R. Meissner (1932: 105), die — wenn auch aus unterschiedlichen Gründen — Ólsens Datierung als zu spät ansehen und die Entstehung des Traktats im zweiten Jahrzehnt des 14. Jahrhunderts für wahrscheinlicher halten. Beide lassen jedoch die von Ólsen in seiner Nachschrift hinzugefügte Argumentation unbeachtet.

In der Wahl seiner Beispiele zeigt der Verfasser des VGT eine Vorliebe für Themen religiösen und moralischen Inhalts. Damit können wir — im Gegensatz zu dem, was für den ZGT gilt — mit hoher Sicherheit die Behauptung wagen, daß er ein Geistlicher, vielleicht ein Mönch war. Mehr noch; wenn es tatsächlich, wie es scheint, zutrifft, daß er den größten Teil der im Traktat enthaltenen Verse selbst gedichtet hat (vgl. B. M. Ólsen 1884: LXXVI), muß daraus der Schluß gezogen werden, daß er eine beachtliche Begabung für die Verskunst besaß. Neben geistlichen Themen behandelt er jedoch auch historische Ereignisse und versäumt es ebensowenig, von Zeit zu Zeit auf ältere literarische Werke zu verweisen.

So war unser Mann also eifriger Geistlicher, begabter Verskünstler, guter Kenner der Heimatgeschichte und — vielleicht in geringerem Maße — Liebhaber der Literatur in einem. Es liegt daher auf der Hand, daß sich die Nachforschungen um seine Identität jenen Persönlichkeiten zugewandt haben, die in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts lebten und am ehesten diesen Charakteristika entsprechen. Zumindest vom derzeitigen Forschungsstand aus gesehen scheinen jedoch keine großen Auswahlmöglichkeiten zu bestehen. Bisher sind nur zwei Kandidaturen in die Diskussion eingebracht worden: die des Bergr Sokkason, Abt des Klosters zu Munka-Þverá (gest. ca. 1350), und die des Mönchs Árni, leiblicher Sohn des Bischofs Laurentius Kálfsson (geb. 1303). Für den ersten haben sich S. Egilsson (1848: 250–51) und B. M. Ólsen (1884: LXXVII–LXXX) ausgesprochen; den zweiten schlug E. Mogk (1889: 132–33) vor, der die fachlichen Voraussetzungen, die sich beim Verfasser des VGT vermuten lassen (und das schließt ein, daß dieser auch als Urheber des Codex Wormianus betrachtet werden müßte), eher bei Árni als bei Bergr erfüllt sieht. Interessant bleibt in jedem Fall die Tatsache, daß es um zwei Gestalten geht, die mit der Person von Laurentius Kálfsson, einer zentralen Figur im religiösen und intellektuellen Leben Islands um die Wende vom 13. zum 14. Jahrhundert, in enger Verbindung stehen: der erste war sein Schüler und wurde später zum vertrauten Freund; der zweite war, wie gesagt, der Sohn von Laurentius selbst. Beide werden uns in den zeitgenössischen historischen Quellen (*Laurentius saga*) als überragende Geistliche und gebildete Männer vorgestellt. Bergr gilt vor allem als ausgezeichneter Sänger, großer Redner, Literat und tüchtiger Übersetzer von Heiligenlegenden. Árni hingegen wurde — dank der Fürsorge des Vaters, der sich für einige Zeit persönlich seiner Ausbildung widmete — ein geschätzter Schreiber und *versificator*; gelegentlich finden wir ihn auch als Lehrer erwähnt.

Ein umfassender Vergleich der für jeden der zwei Kandidaten ausgewiesenen Qualitäten und Begabungen scheint eher Árni zu begünstigen, bei dem sich sämtliche Fähigkeiten, die man vom Autor des VGT erwartet, vereinigt finden: Vertrautheit mit der Verskunst, Lehrerfahrung und Geschicklichkeit als Kopist (falls man glauben soll, daß der Verfasser des Traktats tatsächlich auch der Kompilator des Codex Wormianus ist). Dennoch wird man schwerlich glauben, daß Bergr — nur weil sich unter seinen Fähigkeiten keine der Árni ausdrücklich zugeschriebenen findet — weniger in der Lage gewesen wäre, ein derartiges Werk zu schaffen. Ganz im Gegensatz zu der Behauptung von Mogk gibt es ferner Beweise, die dafür sprechen, daß Bergr auch gedichtet hat; ebenso existieren zwischen gewissen Stellen des VGT und einigen traditionell Bergr zugeschriebenen Versen nicht unbedeutende Berührungspunkte (s. B. M. Ólsen 1884: LXXIX).

Eine Bevorzugung des einen oder anderen Kandidaten stellt sich also, wie wir sehen, als äußerst problematisch heraus und hinterließe in jedem Fall Unbehagen. Theoretische Anhaltspunkte, die zur Zuschreibung der Verfasserschaft des VGT berechtigen könnten, gibt es auf beiden Seiten genug, jedoch fehlt jeglicher konkrete Beweis. Vielleicht war der Autor des VGT weder Bergr noch Árni, und F. Jónsson hat recht, wenn er mahnt (1920–24 II: 925 Anm. 2), „man må i dette tilfælde som ellers helst se bort fra at udpege en bestemt forfatter, da grundlaget derfor er så usikkert, som det i virkeligheden er."[36]).

Dipartimento di Studi
sul Medievo e il Rinascimento
Università di Firenze
Piazza Brunelleschi 4
I-50121 Firenze

Fabrizio D. Raschellà